



Berlin, den 7. September 1901.

Kriminalistische Ketzerereien.

Kaum zwei- oder dreimal im Leben habe ich eine der wohlfeilen Ausgaben des Strafgesetzbuches in der Hand gehabt; die Gerichte habe ich immer gemieden wie Gift und mich für juristische Feinheiten niemals interessiert. Wenn ein so Gearteter praktische Vorschläge machen wollte zur Verbesserung unserer Strafjustiz, in einer Zeit, wo es außer etwa hunderttausend Juristen so viele tausend Kriminalstudenten jeden Ranges und Standes giebt, so wäre Das wirklich lächerlich. Aber man hat doch seine Gedanken über einen Gegenstand; und warum soll man die nicht ausplaudern? Freilich steht es um meine Berechtigung zum Reden noch schlechter als um die so manches anderen Unkundigen, denn ich bin in dieser wie in mancher anderen Sache Pessimist und Utopist; ich bin überzeugt, daß trotz allem guten Willen der Berufenen unsere Justiz so lange immer schlechter werden muß, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse immer verwickelter werden, und ich träume von einer Zukunft, in der die Gesellschaft so einfach geworden sein wird, daß sie keine Justiz mehr braucht. Da aber die Utopien — früher nannte man sie Ideale — nicht ganz werthlos sind, weil sie nicht selten den Praktikern die Richtung angeben, in der sich ihre Reformthätigkeit zu bewegen hat, so findet man es vielleicht nicht ganz unverschämt, wenn ich meine utopischen Fäseleien hier auskräme.

Das Wenige, das ich vom römischen Recht kenne, hat hingereicht, mich davon zu überzeugen, daß es nicht ohne Grund gepriesen wird. Dieses Recht mit Haut und Haaren in die Gesetzbücher und in die Rechtspflege

von Völkern aufnehmen, die tausend Jahre nach den alten Römern und unter ganz anderen Verhältnissen leben: Das ist freilich Wahnsinn und richtet Verderben an; aber als Muster im scharfsichtigen Erkennen aller Rechtsverhältnisse, im Definiren, Unterscheiden und Eintheilen werden die römischen Rechtsbücher den Studenten und vielleicht auch den gereiften Gesetzgebern immer gute Dienste leisten. Hat doch auch noch unser neues Bürgerliches Gesetzbuch die Eintheilung in Personenrecht, Sachenrecht und Obligationenrecht und der Obligationen in die *ex contracta* und die *ex delicto* beibehalten, wenn es sie auch ein Bißchen verschleierte. Ich finde aber noch zwei große Vorzüge im römischen Recht, die wahrscheinlich von den heutigen Juristen weniger hoch geschätzt werden. Den einen gedenke ich später einmal zu nennen; der andere besteht darin, daß das älteste römische Recht keinen Strafprozeß kennt. Das hat wohl Ihering vor Augen, wenn er sagt, in seiner ältesten Gestalt sei das römische Recht dem germanischen verwandt gewesen. Daß in Deutschland bis ins sechzehnte Jahrhundert Fälle vorgekommen sind, wo nach einem Mord die Obrigkeit erklärte, die Sache gehe sie weiter nichts an, da sich die Familie des Ermordeten durch die vom Mörder gezahlte Entschädigungssumme befriedigt erkläre, daran habe ich in der „Zukunft“ schon einmal gelegentlich erinnert. Zu Rom hatte, wie bei den Germanen, der Geschädigte zunächst das Recht der Selbsthilfe und Selbstsache, namentlich in allen ganz klaren Fällen, zum Beispiel, wenn er den Dieb, den Ehebrecher in flagranti ertappte. Brachte er die Sache in zweifelhaften Fällen vor den Richter, so wurde sie in Form eines Privatprozesses behandelt. Der Richter stand nicht als Obrigkeit über den Parteien, sondern war bloß Schiedsrichter, seine *sontentia* eben nur die Meinungsäußerung, daß A gegen B Recht habe, und A selbst exekutirte den Spruch. Er, nicht der Richter, war der *agens*, der Richter bloß *sentiens* und *dicens*.

Im Unterschiede von den Römern haben die Griechen den Strafprozeß sozusagen mit Leidenschaft ausgebildet; kaum zu zählen ist die Menge der Gerichtshöfe und die verwirrende Fülle der verschiedenen Klage- und Prozeßarten, die sich die Athener zu ihrem Vergnügen schufen; daß es auf das Vergnügen und die paar Obolen Richtersold daneben abgesehen war, hat ja Aristophanes in den „Wespen“ höchst ergötzlich gezeigt. Ich erkläre mir Das aus den besten und aus den schlechtesten Eigenschaften ihres Volkscharakters. Wie die Werke ihrer großen Philosophen und Dichter beweisen, verbanden sie mit einem starken, feinen und lebhaften Gerechtigkeitgefühl den philosophischen Trieb, das Wesen aller Dinge, demnach vor Allem Dessen, was sie so lebhaft bewegte, der Gerechtigkeit, zu erforschen, und das Gerechtigkeitgefühl drängte dann wieder zur Verwirklichung Dessen, was man gefunden zu haben glaubte. So hielten sich denn ihre Gesetzgeber und ihre Obrige-

keiten verpflichtet, im Staat die Gerechtigkeit zu verwirklichen und durch Bestrafung jedes Uebelthäters die verletzte Gerechtigkeit wiederherzustellen. Aber ihr philosophischer Trieb artete in Spitzfindigkeit aus und in deren Dienst stellte sich die Redefertigkeit und Redekunst, die mit jener zusammen jeden Athener zum geborenen Sophisten und Advolaten machte. Im Orient wiederum waren die Herrschenden, mochten sie sich Priester oder Könige nennen, Inkarnationen oder wenigstens Werkzeuge und Sprachrohre der Gottheit. Die Gottheit nun belohnt selbstverständlich das Gute und bestraft das Böse; hier gehörte also das Strafen zu den heiligsten Pflichten der Obrigkeit. Eben so selbstverständlich aber ist es für einen modernen Verstand, daß die Ausübung jener göttlichen Funktion durch Menschen im Judenlande so jämmerlich ausfallen mußte wie in Griechenland. Voll von Gerichten ist Eure Stadt, donnert Jesaja, aber nicht voll Gerechtigkeit; Eure Fürsten sind Diebesgesellen, lieben Bestechung; der Waise schaffen sie nicht Recht und die Sache der Wittve führen sie nicht. Die Psalmen sind voll von Klagen darüber, daß das Recht unterdrückt werde, die Ungerechtigkeit triumphire, und so geht es fort, bis Christus (Matthäus 23) das große Wehe ruft über alle weltlichen und geistlichen Gewalten. Und so grundverschieden Hellenenthum und Judenthum sonst waren, in zwei Dingen waren sie verwandt: in der Spitzfindigkeit und in der Einbildung, den Willen der Gottheit genau erkannt zu haben. Man lese Platos Euthyphron! Der Titelheld und sein Vater haben eine Plantage auf Naxos; einer ihrer dortigen Tagelöhner schlägt ihnen im Rausch einen Hausklaven tot, der Vater sperrt den Mörder ein und läßt bei der zuständigen Behörde, dem Exegeten des Blutgerichtes, anfragen, was mit dem Menschen geschehen solle; Dieser aber kommt im Kerkerloch um, ehe der Bote zurück ist, und Euthyphron eilt nach Athen, um den Vater, dessen Härte oder Nachlässigkeit den Tod des Totschlägers verschuldet hat, des Mordes anzuklagen. Alle Verwandten sagen ihm, es liege ja gar kein Mord vor, und wenn Das auch der Fall wäre, so würde es doch Unrecht sein, den eigenen Vater auf Mord anzuklagen; aber diese Leute, prahlt Euthyphron, wüßten eben nicht, was bei den Göttern als heilig und gerecht gelte, er aber wisse Das ganz genau und er wisse insbesondere, daß er sich selbst die Blutschuld zuziehen würde, wenn er mit dem Mörder zusammenlebte, statt die Sühne des Verbrechens zu bewirken. Stecht nicht in diesem Griechlein die ganze Schaar der heiligen Zeloten von Kaiphas bis Torquemada und Calvin, die in den Schoß der Gottheit eingebracht sind und darin den Befehl gefunden haben, Alle umzubringen, die einen anderen Begriff von der Gottheit haben, sammt allen Gerechtigkeitfanatikern von Ezzelin bis Robespierre? Daß sich Euthyphron in dem bekannten Kreise dreht: gerecht ist, was Gott gefällt, und Gott gefällt nichts Anderes als das Gerechte, und

daß er davon läßt, als er merkt, daß ihn Sokrates aus diesem Kreise herausdrängt, macht das kleine Gespräch für die Beurtheilung der theologischen Ethik auch heute noch werthvoll.

Diese hellenistische Spitzfindigkeit hat nun mit der rabbinischen zusammengewirkt, im Geiste des Paulus und der christlichen Theologen das Dogma von der Erbsünde und ihrer Sühne durch den Tod des Gottmenschen (ein Dogma, dessen hohen symbolischen Werth ich keineswegs verkenne) anzuzubräuten und immer juristischer zu gestalten, und unter der Herrschaft dieses Dogmas und der mit dem Christenthum aus Asien eingewanderten theokratischen Idee lebten sich die christlichen Obrigkeiten in die Vorstellung ein, daß ihnen, als Stellvertretern Gottes, die heilige Pflicht obliege, das Gute zu belohnen und das Böse zu strafen, wobei die erste Hälfte der Pflicht sehr bald vergessen wurde, weil die zweite weit leichter zu üben war und den immer wilder werdenden Gemüthern Vergnügen bereitete. Und mit der Kenntniß und Rezeption des römischen Rechtes kam Methode ins Strafen. Denn dieses rezipirte römische Recht war nicht das ursprüngliche, das zwar hart, aber, als von Freien für Freie geschaffen, nicht despotisch gewesen war, sondern das in Byzanz zu einer Zeit kodifizierte, wo alle Reichsangehörigen Sklaven eines Despoten waren und wo man auch schon den Strafprozeß mit Inquisition und Folter zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hatte. Und so kam, wie Friedrich List sagt, die Rechtspest über Europa, ausgehend vom Leichnam eines Toten, der darum nicht weniger ein Leichnam war, weil der Tote im Leben groß gewesen war. Und es hing ein frisch, fromm, fröhliches Köpfen, Hängen, Rädern, Biertheilen, Foltern, Verstümmeln, Zwickeln mit glühenden Zangen und Verbrennen an, das im siebenzehnten Jahrhundert, also in der Zeit des heißesten katholischen, lutherischen und calvinischen Glaubenseifers, seinen Höhe- und Glanzpunkt erreichte.

Wenn die Theologen und Juristen dieser wilden und düsteren Jahrhunderte die Bibel ohne die Brille ihres Fanatismus gelesen hätten, so würden sie darin die Beurtheilung ihres Richtwahnes gefunden haben. Sie hätten aus dem Buch Hiob gelernt, daß es nicht in der Absicht Gottes liegt, im Diesseits die Uebereinstimmung herzustellen zwischen der äußeren Lage des Menschen und seinem inneren Werth, und aus dem Gleichniß vom Unkraut unter dem Weizen, daß Jesus das Ausreuten des Bösen geradezu verbietet, weil damit zugleich das Gute vertilgt werde. Sie würden im neunten Kapitel des Predigers Salomonis gelesen haben, daß der Mensch von sich selbst nicht weiß, ob er der Liebe würdig sei oder des Hasses (also es von einem Andern erst recht nicht wissen kann) und daß die Gleichheit des Schicksales der Guten und der Bösen nicht Wenige irr macht, so daß sie sich ohne Gewissensbisse dem Bösen ergeben. Sie würden die Mahnung

Jesu beherzigt haben: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet, und hätten an das Wort Pauli gedacht: Ich richte mich auch selbst nicht, denn ich bin mir zwar keiner Schuld bewußt, halte mich aber darum nicht für gerechtfertigt; darum richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der alles Verborgene ans Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen wird. Freilich ist es gerade Paulus, auf den sie sich beriefen, da er im Römerbriefe lehrt, daß Gott der Obrigkeit das Schwert zur Bestrafung der Bösen verliehen habe. Von einer Zeit, wo neben anderem Aberglauben der unsinnigste Inspirationsglaube herrschte, kann man nicht erwarten, daß sie den Widerspruch zwischen diesen und ähnlichen aus dem Opportunismus des Gemeindegründers zu erklärenden Stellen mit dem ganzen Geiste und den ausdrücklichen Lehren Jesu gemerkt haben sollte. Die Theologen und Juristen würden also wohl bis zum jüngsten Tage fortgefahren haben, mit Feuer, Eisen und Strick das Unkraut auszureuten und Gerechtigkeit herzustellen auf Erden, wenn es sich die Unterthanen so lange gefallen lassen hätten und wenn ihnen nicht die Philosophie zu Hilfe gekommen wäre, namentlich durch das anhaltende Nachdenken über psychologische Fragen.

Des Nachfolgenden wegen bin ich gezwungen, meinen eigenen Standpunkt in psychologischen Fragen kurz anzugeben. Ich nehme selbstverständlich mit Dank an, was die moderne Naturwissenschaft über den Zusammenhang des leiblichen mit dem Seelenleben lehrt, und lasse die Entwicklung als Das gelten, was ihr Name besagt, daß sie nämlich im Individuum wie in den Völkern die vorhandenen Anlagen entwickelt; aber ich lehne den materialistischen Begriff der Entwicklung ab und glaube, daß, so wenig die Erziehung aus einem Dummkopf Genie entwickeln kann, so wenig auch die Erziehung des Menschengeschlechtes durch den Kampf ums Dasein Intelligenz, ästhetische und sittliche Ideen aus ihm hätten entwickeln können, wenn sie nicht von Anfang an in ihm gesteckt hätten. Ich nehme also mit Plato ewige und unveränderliche Ideen an, und zwar, mit einer unbedeutenden Abweichung von Herbart, vier sittliche Grundideen: Gerechtigkeit, Wohlwollen, Vollkommenheit und Freiheit. In Beziehung auf die Gerechtigkeit macht uns nun die Psychologie zusammen mit einer etwa dreitausendjährigen historischen Erfahrung zweierlei klar: erstens, daß das historische Recht nicht die Gerechtigkeit verwirklicht. Gleich eine der wichtigsten Grundanschauungen des Rechtsvolkes *κατ' ἐξοχήν*, das sich alle späteren Rechtsschöpfer zum Muster genommen haben, steht im schneidendsten Widerspruch zur Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit fordert, daß es kein anderes Eigenthum gebe als durch Arbeit geschaffenes oder erworbenes; Arbeit ist die einzige sittlich zu rechtfertigende Quelle des Eigenthumsrechtes. Von den Römern aber sagt Gajus: *Maxime sua esse credebant, quae ex hostibus*

cepissent. Das Schwert war ihr Eigenthumsrecht schaffendes Arbeitinstrument (ganz so dachten die Deutschen: *Pigrum et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.* Tac. Germ. 14) und selbst im Frieden geschah die Eigenthumsübertrogung durch Kauf *sub hasta*. Das Andere ist, daß die Obrigkeit Gerechtigkeit nicht erzwingen kann, man mag dieses Wort subjektiv als gerechte Gesinnung oder objektiv als die Uebereinstimmung der äußeren Lage der Menschen mit ihrem Verdienst und ihrer Würdigkeit verstehen. Das Erste ist an sich klar: Gesinnung läßt sich nicht erzwingen. Das Zweite kommt besonders für den Strafprozeß in Betracht. Die Menschen je nach dem Grade ihrer Würdigkeit zu beglücken: Das hat der Staat — zur Ehre des in ihm waltenden Verstandes sei es gesagt — gar nicht erst versucht; aber den Riffelhätern nach dem Grade ihrer Verschuldung Schmerzen zuzufügen: Das kommt ihm auch heute noch manchmal in den Sinn; es ist aber offenbar so unverständlich wie das Andere.

Die Verantwortlichkeitsfrage soll hier noch nicht aufgeworfen werden. Wir nehmen einstweilen als ausgemacht an, daß der Mensch für seine Handlungen verantwortlich ist. Aber daß die Verantwortlichkeit durch Seelenzustände und äußere Einwirkung, durch Leidenschaften, Rausch, Krankheit, Unwissenheit, durch Zwang und Verführung, gemindert und unter Umständen auch ganz aufgehoben wird, erkennen selbst die Theologen und Juristen an. Seelenkunde und Erfahrung lehren nun weiter, daß wir niemals, niemals im Stande sind, den Grad unserer eigenen Verantwortlichkeit, geschweige denn den einer fremden, zu ermitteln. Es giebt heute keinen historisch und philosophisch gebildeten, im Leben erfahrenen Richter, der nicht wüßte: wenn ich unter den selben Umständen geboren worden und ausgewachsen wäre wie dieser Angeklagte und mich in der selben Lage befunden hätte, so würde ich höchst wahrscheinlich die selbe That begangen haben. Und wenn es dem Richter in einem schwachen Augenblick einfallen sollte, sich aufs hohe moralische Pferd zu setzen und sich als Rächer an Gottes Statt und als Hersteller der verletzten Gerechtigkeit zu fühlen, so wird er sich nach wiedererlangter Bestimmung das Selbe sagen, was Paulus den die heidnische Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit verdammenden Juden sagt: „Wie kannst Du Dich untersehen, Anderen zu predigen, daß sie nicht stehlen, nicht ehebrechen sollen, da Du selbst stiehst und die Ehe brichst“, — wenn nicht jetzt und thatsächlich, so doch der Gesinnung nach, da Du es bei einem gewissen Grade der Versuchung thun würdest? Tabakrauchen ist gewiß kein natürliches und daher niemals ein dringendes Bedürfniß. Jeder Junge raucht früher oder später seine erste Cigarre, weil Das bei uns der Beweis der erlangten Männlichkeit ist, wie bei weniger civilisirten Völkern das Tätowiren oder Kopfschneiden; aber seine Natur widerstrebt und protestirt nicht selten durch

Eruptionen gegen den ihr von der Mode aufgezwungenen Genuß. Hat sich dann die Natur daran gewöhnt, so wird das an sich Unnatürliche Bedürfniß, und zwar in solchem Grade, daß manche Leuchte der Wissenschaft, manche Stütze des Thrones, des Altars, der Gesellschaft, gewiß auch mancher Richter, nicht mehr im Stande ist, sich einen vollen Tag gänzlich des Rauchens zu enthalten. Wenn nun von den höchstgestellten Personen viele so willensschwach sind, daß sie sich nicht einmal der Befriedigung eines widernatürlichen, anezogenen und vielleicht nur eingebildeten Bedürfnisses enthalten können: mit welcher Stirn werden sie da einen Menschen verdammen, der nicht stark genug war, den Drang zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses zu überwinden, und der dabei nur darum ein Gesetz übertreten hat, weil ihm der gesetzliche Weg zur Befriedigung verschlossen war? Mit welcher Stirn werden sie eine arme Frau verurtheilen, die an hundert mit Delikatessen gefüllten Schaufenstern vorübergegangen ist, hinter hundert Restaurationstern lochende Gesellschaften schmausen und trinken sah und dann endlich eine Mark gestohlen hat, um Brot, Butter und Milch für ihre Kinder zu kaufen? Oder einen kräftigen Burschen, den der stärkste aller Naturtriebe am unrechten Ort oder zur unrechten Zeit oder in Beziehung auf ein ungeeignetes Objekt überwältigt hat? Jener Trieb, dessen Uebermacht alle Herrschenden als ihr höchstes Kleinod schätzen, als den Talisman, der ihnen jede Art von Noth in Gold verwandelt? Wenn je einmal die Vernunft seiner Herr würde, so würde es beim armen Volke keine anderen als Josefsehen, daher nach zwanzig Jahren weder Arbeiter noch Soldaten mehr geben; mit allen Renten und Dividenden und mit aller Königsherrlichkeit wäre es dann vorbei. Der Staat — und der Richter als des Staates Organ — mag gezwungen sein, diese und viele Handlungen zu strafen, hart zu strafen; aber wenn die Vertreter des Staates wahrhaft gebildete und erleuchtete Menschen sind, werden sie sich nicht einbilden, bei solchem Strafen die Gerechtigkeit Gottes zu verkörpern, als Gerechte dem Ungerechten gegenüber zu stehen und durch Verhängung eines Strafübels über Diesen sowohl ihm die verdiente Lage bereitet als die verletzte objektive Gerechtigkeit im Allgemeinen wiederhergestellt zu haben. Der selige Richter bekennt in den von seinem Sohne herausgegebenen religiösen Betrachtungen, ihm sei ein Stein vom Herzen gefallen, als er erfahren habe, daß die Echtheit der ersten elf Verse des achten Kapitels des Johannesevangeliums angezweifelt werde; es hieße doch, die ganze Rechtsordnung umstürzen, wenn man Sündern nicht gestatten wolle, über Sünder zu richten. Damit beweist der große Nationalökonom, daß er in den Sinn der Schrift nur oberflächlich und in den der Rechtspflege nicht gar tief eingedrungen ist. Die Geschichte von der Ehebrecherin ist so im Sinne Jesu geschrieben, daß sie in weit höherem Grade als manche andere das Zeugniß

der Echtheit in sich trägt. Die bürgerliche Ordnung kann fordern, daß Ehebrocherrinnen bestraft werden, und dann müssen auch solche Richter die Strafe verhängen, die selbst nicht frei von ähnlicher Schuld sind. Aber die Pharisäer, die das Weib zu Jesu brachten, forderten die Steinigung nicht um der bürgerlichen Ordnung willen, sondern, weil sie überzeugt waren, daß die Delinquentin den Tod verdient habe, und weil sie sich ihr gegenüber als die gerechten Wiederhersteller der Gerechtigkeit fühlten. Da konnte denn Jesus keine andere Antwort auf ihre Frage geben als jene wahrhaft göttliche. Ein dreijähriges Knäblein pflückt Beeren von des Nachbarn Sträuchern. Der Vater verbietet es ihm, aber es thut's wieder. Da giebt ihm der Vater ein paar schmerzende Streiche; er muß es thun, wenn er dem Kleinen, der andere Beweggründe noch nicht versteht, die Lust, sich im Freien zu tummeln, nicht rauben will. Doch welcher lächerliche Wicht wäre dieser Vater, wenn er das Kind als einen Schuldigen, dessen rein thierisches Thun als Sünde, die Schläge als Sühne eines Unrechtes ansehen, sich selbst aber als das Organ des gerechten Richters im Himmel fühlen wollte! Nun: Käser, als ein solcher Tropf von Vater sein würde, ist auch der Richter nicht, der seine Urtheile als Sühnakte auffaßt.

Die Herstellung der Gerechtigkeit ist aber auch deshalb unmöglich, weil wir gar nicht wissen, wie sie aussieht. Zwar weiß Jeder, was mit dem Worte gemeint ist, aber Niemand weiß, was im einzelnen Falle das Gerechte sei. Was das positive Recht fordert: Das freilich weiß der Richter. Er weiß, daß der Aker, um den Schulze und Müller streiten, dem Schulze gehört und nicht dem Müller. Aber ob Schulze seiner inneren Würdigkeit nach ein großes oder ein kleines Landgut oder den Galgen verdient, kann er unmöglich wissen; Das weiß Schulze selbst nicht einmal genau, obwohl er mehr von sich weiß als die übrigen Menschen; Das weiß Niemand als unser Herrgott. Der Richter weiß, daß der Mörder, der vor ihm steht, nach dem Paragraphen des Strafgesetzbuches den Tod verdient hat. Aber ob nicht vielleicht die Kränkungen, die er von dem Ermordeten erduldet hat, schwerer wiegen als seine Mordthat, ob nicht im himmlischen Clearinghouse sogar noch ein Guthaben für ihn verzeichnet steht und er im Sterben die beseligenden Worte vernehmen wird: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein, während der Ermordete noch eine Schuldhaft gchuzigen hat, — Das kann weder der Richter noch sonst ein Mensch wissen. Das positive Recht, nach dem der Richter urtheilen muß, kann das gerade Gegentheil des absoluten Rechtes sein; aber selbst wenn die Gesetzgeber sich ehrlich bemüht haben, die beiden Rechte mit einander in Einklang zu bringen, und wenn gewissenhaft nach diesem vortrefflichen Recht verfahren wird, so ist damit die Idee der Gerechtigkeit noch lange nicht verwirklicht, weil, wie gesagt,

Niemand auf Erden weiß, welche äußere Lage, welcher Grad von Glück oder Elend dem Verdienst und der Würdigkeit eines Jeden entspricht. Was wir mit einiger Sicherheit zu erkennen vermögen, ist das relativ Ungerechte. Wenn ein Mann für die mühsame Arbeit einer Woche, eines Monats, vom Auftraggeber keinen Lohn bekommt, so ist Das zweifellos ungerecht. Wenn der Eine für eine leichte und werthlose Leistung viel, der Andere für eine schwierige, mühselige, der Gesellschaft notwendige Leistung wenig bekommt, so ist Das ohne Frage ungerecht. Aber wie viel ein jeder Minister, Bergwerksdirektor, Fabrikunternehmer, Bankier, Landwirth, Grubenarbeiter, Professor, Arzt, Richter, Volksschullehrer, jede Waschfrau und Nähterin bekommen müßte, wenn der Lohn gerecht ausfallen sollte, vermag kein Mensch zu ermitteln. Wenn der Bankdieb, der eine Menge Menschen um ihr ganzes Vermögen gebracht hat, drei Jahre Gefängniß bekommt, einem armen Teufel aber, der schon dreimal wegen Diebstahls bestraft worden ist und der sich ein viertes Mal erwischen läßt, und zwar beim Entwenden einer leeren Bierflasche, vier Jahre Zuchthaus aufgebürdet werden (thatsächlich vorgekommen!), so ist Das offenbar ungerecht; aber welcher Grad von Pein den Verschuldungen eines jeden Menschen, auch Derer, die niemals vor den Strafrichter geladen werden, entspricht: Das vermag kein Mensch zu sagen.

Aus Alledem folgt für den Staat, daß ihm Kant, Fichte und Hegel eine unmögliche Aufgabe gestellt haben, als sie forderten, daß er sich zum Vernunftstaate entwickele und die sittliche Weltordnung verwirkliche. Wenn er nicht einmal die Idee der Gerechtigkeit verwirklichen kann, die ihm von allen sittlichen Ideen seinem Wesen nach am Nächsten liegt, — wie soll er die sittliche Weltordnung herstellen, von der wir noch weit weniger wissen, wie sie aussieht? Das muß er den Privatmenschen und den kleinen Lebenskreisen überlassen, die auf diesem Gebiet noch eher Erträgliches zu Stande bringen; in einer Familie, in einer kleinen Stadt- oder Dorfgemeinde läßt sich ein leidlich gerechter Zustand herstellen, ein Zustand, dessen Gerechtigkeit nicht unmittelbar und positiv, sondern nur daran erkannt wird, daß Niemand über Ungerechtigkeit klagt. Der Staat hat nur für äußere Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Es verhält sich mit der Sittlichkeit und ihrem politischen Theil, der Gerechtigkeit, wie mit den übrigen Bethätigungen der höheren, der wahrhaft menschlichen Kultur: der Staat kann weder künstlerische noch gelehrte Genies schaffen, er kann auch selbst weder dichten noch malen noch forschen, aber er kann und soll eine Ordnung herstellen, in der die Produzenten höherer Kulturgüter ruhig ihrer Arbeit obliegen können.

Für unseren Gegenstand, die Kriminaljustiz, aber folgt aus den dargelegten Thatfachen, daß die Sühne als ihr Zweck schlechterdings nicht mehr festgehalten werden kann. Angesehene Rechtsgelehrte haben diese Zweckbe-

stimmung ja längst aufgegeben, aber es giebt doch immer noch Leute, die, in theologischen Vorurtheilen befangen, daran festhalten. Zu welchen Zwecken auch immer die Strafrechtspflege geübt werden mag: die Sühne der Schuld und die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit dürfen als solche Zwecke nicht länger aufgeführt werden.

Reiße.

Karl Zentsch.



Weltgeschichte.

Wenn zwei Gelehrte zu streiten beginnen, so fängt das lesende Publikum meist zu gähnen an. Aber ich kann Ihnen, geehrter Herr Garten, diesmal nicht helfen oder nur so, daß ich den Gelehrten wenigstens so viel wie möglich in die Ecke drücke. Erlauben Sie mir also, der mir von Schiller entgegengesetzten Kritik (,,Zukunft“ vom zehnten August) mit kurzer Antwort zu begegnen.

Wenn ich ruhig sage: „Stets muß man einem tüchtigen Mann das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen“, so macht mein Gegner daraus: „Er räumt mir das Recht ein, meine Meinung zu sagen; freilich: wie wollte er es mir nehmen?“ Ich meine, hier wird mir von Anfang an eine Absicht untergeschoben, die im Sinn meiner Worte nicht enthalten ist. Wie man Einem das Recht nimmt, seine Meinung zu sagen, weiß ich nicht, habe es nicht gelernt und nicht geübt; wohl aber könnte es Raucher bei Denen erfahren haben, die, ehemals im Vollbesitz aller Kunst und Wissenschaft, allem Neuen, Jungen, Selbständigen den Weg verlegten und Alles daran setzten, diese neu Wollenden und neu Sehenden nicht zum Wort kommen zu lassen. Ich habe diesen Kampf mit durchgekämpft; und wenn ich heute hier und an anderen Stellen sprechen kann und gehdret werde, so verdanke ich es ganz sicher nicht der Bereitwilligkeit einer älteren Generation, Den seine Meinung sagen zu lassen, der eine hatte. Wir haben uns dieses Recht erkämpfen und uns neue Organe schaffen müssen. Die „Zukunft“ selbst ist diesem frischen Ringkampf entsprungen; und wenn hier Schiller für seine Sache kämpfen kann, so ist Das wohl ein schöner Beweis dafür, daß wir der traurigen Praxis einer früheren Zeit, die tödlich, bis Einer womöglich wirklich tot war, nicht verfallen sind und nicht huldigen. Seine gedanklichen Beimischungen waren also hier ganz und gar nicht am Plage. Und Das um so weniger, da ich annehmen durfte, er lese wohl auch die Kritiken, die über seine Geschichte geschrieben werden. Unter diesen aber kam mir eine zu Gesicht, mit h unterzeichnet, die — ich muß aus der Erinnerung citiren — Schillers Geschichte als „überflüssig“ oder sonst ähnlich bezeichnete. Und gerade in Erinnerung an dieses weit über das Ziel hinauschießende h, das großgeschrieben Hel-molt heißt, schrieb ich den Satz: Stets muß man einem tüchtigen Manne das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen. Also kein Zugeständniß an einen tüchtigen Mann, das ich für überflüssig halte, sondern eine Abmahnung an allzu Eifrige: Das war der Grund und die Absicht meiner Worte, die nun wohl un-glossirt und unbeanstandet passiren dürften.

Schiller citirt „veraltete Methode“ und ähnliche Ausdrücke mit Anführungszeichen. Das sieht aus, als ob ich mich dieser Ausdrücke bedient hätte. Aber abgesehen davon, daß in dem Kampf der Historiker die mehrfache Anfrage Camprechts bei seinen Gegnern nach ihrer Methode niemals klipp und klar beantwortet worden ist, daß an diesem Punkte sogar stets ein sehr deutliches Schweigen einsetzte, spreche ich in meiner Arbeit „Im Kampf um die Weltgeschichte“ nur einmal von „älterer Schule“, setze diese aber selbst in Anführungszeichen, charakterisiere den Ausdruck damit deutlich als Stich-, Schlag- oder Kampfwort, mit dessen Handhabung allein noch sehr wenig erreicht wird. Nun schiebt mich mein Gegner wieder in diese Stichwortspähre hinein mit der Art, wie er citirt; und so sage ich ruhig: Wohl ein Schuß, der naive Zuschauer vielleicht blendet, im Uebrigen aber doch nur ins Blaue geht.

Die „neue Methode“, meint Schiller, müsse erst zeigen, ob sie auch eine solche Masse vortrefflicher Arbeiten wie die ältere schaffen kann. Nun: für Den, der sehen will, hat sie es bereits gezeigt. Nicht massenhaft, denn diese Massenleistung der „älteren Methode“ ist doch nur für Den vorhanden, der sehr nachsichtig ist. Außerdem rechne ich noch lange nicht Alles zur „älteren Methode“, was Schiller dazu zu rechnen scheint. Zum Beispiel: in seinem dritten Bande, der mir eben zuzuging, lautet seine erste Note: „Nippsch, Deutsche Geschichte 3, 399, dem ich meist folge“. Man braucht nun nur die Einleitung Nippschs zu seiner Deutschen Geschichte zu lesen, um zu erkennen, daß diesem Manne die Umkehr von der damals üblichen Geschichtsbetrachtung und Geschichtsbearbeitung vollkommen klar als die Nothwendigkeit der Zeit erschienen war. „Nicht das Individuelle, sondern das Generelle erscheint“ ihm bereits „als das ausschlaggebende Moment menschlicher Entwicklung: Völker und Sprachen, Verfassungen und Kulte gestalten sich vor der aufmerksamen Beobachtung dieser neuen Methode wie nach großen und unwandelbaren Naturgesetzen . . . Fast unwillkürlich gewinnt man den Eindruck, daß unter dem Wechsel jener großen Metamorphosen und unter der Herrschaft jener Gesetze für die freie Thätigkeit auch des mächtigsten Individuums kein Raum gewesen sei“ u. s. w. Dazu die kritischen kurzen Worte, die Nippsch der Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wiesebrecht, der deutschen Verfassungsgeschichte von Waip widmet und die doch wohl deutlich genug erkennen lassen, daß er diese „Methode“ allein nicht als ausreichend betrachtete. Die Einleitung Nippschs schließt: „In dieser Wechselwirkung der natürlichen Bewegungen und der individuellen Kräfte liegt ja überall das Geheimniß historischer Entwicklung.“ Nun sagt Schiller selbst, daß er Nippsch für gewisse Abschnitte seiner Weltgeschichte meist folge. Ist nun bei solchem Bekenntniß meine Aussage, er kümmerete sich um seine Grundsätze später nur gelegentlich, gehe aber im Uebrigen seinem gesunden Instincte nach, etwas so Auserordentliches? Ich habe nun einmal die Anschauung, daß Nippsch ein erkennbar Neues auf dem Gebiete der deutschen Geschichtschreibung ist, neu, trotzdem er zu einer älteren Generation gehört. Und trotzdem Nippsch in scharfem Gegensatz zu seinen Grundanschauungen steht, folgt Schiller ihm. Ferner habe ich die Anschauung, daß für den Kampf wohl Stich- und Schlagwörter nützlich sein können, im Uebrigen aber alle Fortentwicklung an die Macht konkreter Thatfachen gebunden ist. Eine solche konkrete Thatfache aber ist, daß Schiller Nippsch folgt, daß es also eine Macht giebt,

vor der sich „ältere“ und „jüngere Schulen“ beugen müssen: die Macht eines ehrlichen und redlichen Strebens nach Wahrheit und Erkenntniß, wie sie für uns Alle in dem Lebenswerke Nißschs so deutlich und unverkennbar zu Tage tritt. Als ich die Weltgeschichte Schillers zu lesen begann, traten mir die Anregungen, die er aus unserer Zeit erhalten hatte, eben so deutlich entgegen wie die Unmöglichkeit, sie nach Art der „alten Methode“ „einfach durch die chronologische Anordnung organisch“ darzustellen. Hier war das Geheimniß, mit dem ich Schiller ringen sah, und das ihn zwang, die politische Geschichte von der Kulturgeschichte zu trennen. Statt eine Darstellung von „neuen, bisher ungeahnten Zusammenhängen“, wie Nißsch sich ausdrückt, zu versuchen, blieb das bisherige Nebeneinander bestehen und die Kulturgeschichte rückte in den Kleindruck. Sah ich auf das rein Stoffliche, so zwang mir der Wille, der dieser Masse Herr werden wollte, eine große Achtung ab. Aber diese Stoffmassen zu beleben, die Zusammenhänge zu suchen und darzustellen, gelang nicht so, daß mich die Darstellung durchaus gefesselt hätte. Die organische Anordnung fehlte für mein Gefühl; und ich meine heute noch, daß sie an der Einseitigkeit der Konzeption Schillers scheiterte, die den „individuellen Kräften“ zu Ungunsten der „natürlichen Bewegungen“ ein zu breites Feld zumah.

Von der „Behauptung Schwanns“, die naturwissenschaftliche Methode habe uns den gesamten psychischen Prozeß erklärt, weiß Schwann nichts. Daß Buckle nur Ideen von Condorcet und Comte erarbeitete und bei seinem Versuch, die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu finden, kläglich scheiterte, erfuhr er erst von Schiller. Trotzdem möchte ich wünschen, es „scheiterten“ recht viele deutsche Historiker so und brächten uns mit ihrem „kläglichem Scheitern“ eine solche Masse von fruchtbaren Anregungen wie Buckle.

Wenn Schwann sagt, daß im geschichtlichen Leben das Zusammentreffen von Persönlichkeit und Zeitentwicklung das Entscheidende ist und nicht nur das Vorhandensein von Geniekräften, so steht er doch wohl nicht so „völlig auf dem Standpunkte, nur seine Umwelt mache das Genie zu Dem, was es ist“, wie Schiller behauptet. Wenn er aber dann dem mißverstandenen Schwann mit so einer Art „natürlicher Zuchtwahl“ heimleuchtet und betont: „Hätte Bismarck nicht seine individuellen Anlagen gehabt, die er zunächst Eltern und Voreltern, jedenfalls nicht der Zeit, verdankte“, so kann sich Schwann über das Weitere vollkommen beruhigen, was Schiller gegen seine Meinung von der Möglichkeit, hinter das Geheimniß der natürlichen Zuchtwahl zu kommen, vorbringt. Die Aufgabe, die er mir dann stellt, diese Räthselldüsung einmal bei Bismarck zu versuchen, muß ich leider einem Späteren überlassen; denn erstens fehlt mir das dazu nöthige Kapital, zweitens würde man mir recht schön auf die Finger klopfen, wollte ich da bis zur Aufhellung des Uepterreichbaren vordringen, und drittens . . . nun ja, die Politik ist ja die Hauptsache und sie diktiert das Gesetz aller Wahrheit und aller Forschung. Wo sie den Schlagbaum fallen läßt, da hört das weitere Erkennemwollen einfach auf. Weiß ich doch von einem Manne, der die Biographie eines Königs schrieb, daß er sich verpflichten mußte, sein Manuskript dem Ministerium vorzulegen. Und da wurde denn einfach ausgestrichen, was den Herren ungeeignet erschien. Der Fall liegt etwas zurück, aber ich glaube nicht, daß es seit jener Zeit in Deutschland besser geworden ist mit der Freiheit „geschichtlicher Forschung.“

Es wir mit daran sind, diese und andere Räthsel der menschlichen Entwicklung zu lösen, oder noch recht weit davon entfernt, wie Schiller meint, macht den Streitpunkt nicht aus. Das macht ihn aus: ob wir uns durch ein vor schnelles Krufen der Ignorabimus-Deute, denen die Kleingläubigkeit, die Angst und auch zum Theil sogar die Mißgunst die Melodie diktiert, abhalten lassen sollen, Wege weiter zu gehen, die betreten wurden; oder ob wir, mag nun die Lösung einmal in diesem oder jenem Sinne ausfallen, uns dazu bekennen sollen, daß Wege, die einmal betreten wurden, bis zum Ende nicht mehr verlassen werden dürfen. Und da entscheide ich mich für die zweite Möglichkeit, selbst auf die Gefahr eines „Möglichen Scheiterns“; denn Schiller, der diese Wege nicht bis ans Ende ging, ist nicht berechtigt, sie als Holzwege zu charakterisiren. Mag er staunen über meinen Glauben an die dereinstige Möglichkeit psychischer Analyse; wir könnten doch nicht nur alle Wissenschaften, sondern jegliche Wissenschaft an den Nagel hängen, sähe nicht ein Stücklein dieses Glaubens jedem ernstern Forscher im tiefsten Innern. Ein Blick nur rückwärts auf die Strecke, die der Mensch durchlief, bis er den heutigen Stand seiner Entwicklung erreichte, und ich meine: was wir uns über die Zukunft ausdenken können, dürfte klein und winzig sein gegen Das, was sie einmal thatsächlich bringen wird, wie uns heute die Träume des Doctor Mirabilis Anblick erscheinen gegenüber der Ausgestaltung des menschlichen Verkehrswezens, das als fertige Thatsache vor unseren Augen steht.

„Höchst annehmbare Hypothesen“ soll die moderne Wissenschaft bieten? Als ob nicht alle Wissenschaft mit Hypothesen arbeitete! Als ob nicht jede Wissenschaft aufs Trockne gerieth, wollte sie auf Hypothesen verzichten! „Nicht Phantomen nachzujagen, wenn sie sich auch mit dem glänzenden Gewande der Wissenschaft ausstatten, sondern mich an das Erreichbare zu halten“, schien Schiller die ihm gesteckte Aufgabe zu sein. Abgesehen davon, daß man über „das Erreichbare“ zweierlei und hunderterlei Meinung sein kann, glaube ich denn doch, daß Schiller mir nicht widersprechen wird, wenn ich sage, daß wir die Wissenschaft, die sagen dürfte: „Du bist nicht Wissenschaft, sondern kleidest Dich nur in mein glänzendes Gewand“ heute noch nicht haben. Und wenn mein Gegner gegen mich Helmolt heranziehen zu müssen glaubt, der „ohne Weiteres“ zugiebt, „daß sich eine monistische Weltanschauung nicht in die Praxis umsetzen lasse“, so sage ich ruhig: Es hat schon Mancher ohne Weiteres zugegeben, daß Etwas unmöglich sei, und als dann das „Weiter“ kam, hat er sich eben so fröhlich davon überzeugt, daß er einmal mit seinem Urtheil allzu vorschnell war.

... Uebe, gelangweilt, bis zur Verzweiflung an Allem getrieben, verließ ich einst die Hörsäle der Universität. War es Das, was ich suchte? Zuversicht? Gewißheit eines den Menschen und die Menschheit erfüllenden Ideals? Dieser Kleintram von Fragen, dieses Wichtigthun mit Unwichtigkeiten? Mochte Jedes an seinem Plaze seine Bedeutung haben; jedenfalls bekamen wir diese Bedeutung nicht zu sehen. Und doch saß unter meinen Lehrern ein Giesebrecht; und doch war ich Einer der Fleißigsten, die da kamen, um zu hören. Und doch so wenig; fast nichts! Ja, eine Erquickung: Cornelius! Da sprach ein Mann, ein Charakter, ein Künstler, kein „Objektiver“. Da wurden die Dinge lebendig; man fühlte das Leben. Und wie es denn so kam, stieß ich durch „Zufall“ auf Ritsch. Ich begann, zu lesen. Hier war, wonach ich suchte. Ein Anfang, eine Eröffnung,

ein Weg, noch nicht chauffirt, aber zu einer wirklichen Aussicht, zu frischen Einsichten in die Zusammenhänge der Dinge führend. Hier kann man leben, sagte ich erfreut. Denn darauf kommts doch schließlich an. Was nützt mir der schönste Palast, wenn in dem Palast eine Lust liegt, die anämisch, objektiv, charakterlos macht? In einen solchen Palast war ich gerathen. Alles lief da auf Pflzschuhen und machte große mythische Augen und glockte Einen damit an, sprach man nur ein halbblautes Wort. Dieser Palast deutscher Geschichtswissenschaft erschien mir wie ein Ort zum Sterben. Ich versuchte, ein Fenster zu öffnen, schrieb eine Arbeit geradeaus, ohne lange zu stunkern, schickte sie ab an eine „fachwissenschaftliche Zeitschrift“. Ja wohl! Man schlug mir mein Fenster zu und sagte: Wüßtest Du Dich hier drinnen nicht ruhig verhalten und wissenschaftlich, rein wissenschaftlich forschen, wie wir Alle es thun, dann hinaus! Also hinaus! Und da fand ich das Leben. Lügen müßte ich, wenn ich nun heute sagen wollte: Da drinnen war die Wissenschaft und Wahrheit und nicht hier draußen. Lügen müßte ich, wollte ich sagen: Was Du hast, Die da drinnen gaben es Dir. Nein, was sie mir gaben, war die Einsicht, wie man es anstellen muß, Karriere zu machen; und was sie mir nahmen, war die Zuversicht, daß das Leben des Lebens werth sei. Hier draußen holte ich sie mir wieder. Und wenn ich heute Menschen sehe, deren Sehnsucht sie treibt, Fenster zu öffnen, so rufe ich: Bravo! Und wenn Einer kommt und den Vorhang des Ignorabimus wieder vor die Fenster ziehen möchte, so sage ich: Bitte, dahcim bei Ihnen, so viel Sie wollen! Wir haben uns ein Recht erobert auf frische Luft und helles Licht und wünschen nicht, in das Halbdunkel zurückzukehren. Wir! Das sind Die, denen es wohl wurde auf die neue Art. Und damit sagen wir gar nicht, daß es nun Jedem dabei wohl sein müsse. Stört Einen unsere „falsche Melodie“ — denn es ist ja klar, daß nur die richtige Wissenschaft auch die richtige Melodie haben kann und daß die richtige Wissenschaft immer nur bei Denen ist, die es selbst sagen —, so möge er sich auch noch Polster vor die geschlossenen Fenster machen lassen, damit die falsche Melodie nicht zu ihm hineindringe. Anders zu singen auf Befehl: Das giebt es nun nicht mehr. Die Zeiten sind hoffentlich in Deutschland für immer vorüber. Wir haben um unseren Besitz gekämpft, gelitten, gehungert und dabei den fröhlichen Muth doch nicht verloren, während Schiller gesteht, eine „sachliche Gereiztheit“ sei sein Besiz geworden. Wäre nur ein Bißchen mehr von meinem „naiven Glauben“ in seinem Herzen, er würde sich, davon bin ich überzeugt, wohler befinden. Aber die Kritik! Diese verfluchte Kritik, die das Beste in uns erwürgt, den Willen, resolut aus dem Sollen zu leben, die Begriffe haut, wie Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, und sich über ihre selbstgezogenen Fesseln nicht mehr hinauswagt, so daß die Geisteswissenschaften niemals natürlicher, die Naturwissenschaften niemals geistiger werden könnten, wenn es nicht naive Leute gäbe, die mit Helmolt nicht ohne Weiteres zugeben, daß sich eine monistische Weltanschauung nicht in die Praxis umsetzen lasse. Warten wies doch ab! Wir haben ja so viel Zeit. Und schreiben wir inzwischen Weltgeschichten oder andere schöne Sachen so gut und so ehrlich, wie Jeder vermag.

Soden im Taunus.

Dr. Rathieu Schwann.



Deutsche Zukunft.

Die Sterndeuter der Vorzeit haben den Nachhabern das Horoskop gestellt, indem sie angeblich die Konstellation der Gestirne ihrer Voraussage zu Grunde legten. Auch die politischen Sterndeuter der Gegenwart stellen das Horoskop, aber sie verzichten auf den siderischen Hofusfokus und beschränken sich auf eine unborgreifliche Schätzung der in der Gesellschaft wirksamen lebendigen Kräfte. Eine solche umschlägliche Schätzung kommt zu folgendem Ergebnis.

Die führenden germanischen Völker — Deutschland, England, Nordamerika — werden durch das Doppelband von Interessengemeinschaft und Blutsverwandtschaft im zwanzigsten Jahrhundert immer enger vereint werden. Die anderen germanischen Stämme, Scandinavien, Niederlande und der flämische Theil Belgiens, Deutschösterreich mit seinen Annezen und die deutsche Schweiz, werden sich diesem Zuge anschließen. Dieser kompakten germanischen Masse gegenüber, die die ganze Blüthe der westlichen Kultur in sich faßt, stellen die romanischen Völker die Vergangenheit, die slavischen — vielleicht? — die Zukunft dar. Wie das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland und Italien das Problem der Nationalisirung stammverwandter, aber durch Jahrhunderte alter Stammschden verfeindeter Elemente bewirkt hat, so wird das zwanzigste voraussichtlich die Einigung der gesammten germanischen Rasse herbeiführen. Und wie der deutsche Nationalgedanke zuerst in den Köpfen von Denkern und Dichtern und in den Herzen jugendlicher Schwarmgeister ein kümmerliches Dasein fristete, bis die deutschen Fürsten und Staatsmänner diesen mehrhundertjährigen Traum verwirklichten, so wird es vermuthlich im zwanzigsten Jahrhundert der Idee der germanischen Rasseneinigung ergehen. Stille Denker stellen die Forderung auf und wiederholen sie so lange, bis sich die große Persönlichkeit einstellt, die den blutleeren Postulaten der Denker den belebenden Odem geschichtlicher Wirklichkeit einzuhauchen vermag. Der Deutsche Kaiser hat in einem vielbesprochenen Depeschenwort — *blood is thicker than water* — dieser Gedankenrichtung bezeichnenden Ausdruck geliehen und auch in einem vielbemerkten Telegramm an die Gattin des englischen Nationaldichters Kipling und in wiederholten Rundgebungen gegenüber dem Präsidenten des Vereinigten Staaten dieses Grundmotiv durchklingen lassen. Diese Gemeinschaft des Blutes reicht eben viel weiter, als der vielleicht halbmythologische Rassenbegriff zu verrathen scheint: es tritt nämlich zur Gemeinschaft des Blutes die des Habitus, des Charakters, der Sitten, des moralischen Zuschnittes, der Weltanschauung, — kurz, die des Kulturtypus hinzu. Die germanischen Völker haben eben ihren gemeinsamen Kulturtypus, wie die Romanen und Slaven den ihren. Bis zu einem gewissen

Grade ist dieser Typus in klimatischen und terrestrischen Verhältnissen begründet. Das Klima des Nordens hat auch charakterlich einen anderen Menschenschlag auf als das des Südens und des Ostens. Der Himmelsstrich prägt eben seinen Bewohnern den ihm eigenen Stempel auf. Es ist daher kein bloßer Zufall, daß die germanischen Stämme in ihrem überwiegendem Theil die kirchliche Reformation durchgekämpft haben, während die romanischen beim römischen, die slavischen beim griechisch-byzantinischen Katholizismus stehen geblieben sind. Selbst die religiösen Wandlungen stellen vielfach eine Widerspiegelung des durch Klima und Bodenbeschaffenheit bedingten Stammescharakters dar. Thatsächlich zeigen die drei herrschenden europäischen Rassen — Germanen, Romanen, Slaven — eben so viele Kulturtypen wie Religionstypen: Protestantismus, Katholizismus, griechisch-byzantinische Kirche. In der germanischen Gruppe sind Verstand und Wille die vorherrschenden Charaktereigenschaften, weil der nordische Himmel der Ausbildung gerade dieser seelischen Kräfte günstig ist. Bei den Romanen überwiegt die Phantasie, dieses üppige Schoßkind südllicher Himmelsstriche. Bei den Slaven endlich, wie bei allen östlichen Kulturen, ist das Gefühl der entscheidende Charakterzug. Diesem Zug schmiegen sich die drei Religionstypen auch geschmeidig an: der Protestantismus appellirt an den kühlen Verstand und an den stahlharten sittlichen Willen (den Pflichtbegriff), der Katholizismus an die Phantasie, die orthodoxe Kirche an das Gefühl. Und so stellt sich denn der Katholizismus als adäquate Religionform für Völker dar, wie es die Romanen sind, die rauschendes Gepränge, glühende Farben und berückende Töne brauchen, um ihrer schwelgerischen Phantasie Genüge zu thun. Eben so ist die griechisch-orthodoxe Nationalkirche die richtige Religion für Greise. Trägheit des Denkens, träumerische Passivität, hypnotisirende Monotonie der Gebetsformen und des Rituals, planmäßiges Einschlafen aller Regungen der Persönlichkeit und gewaltsames Niederhalten aller Energie und Unternehmungslust sind ihre Kennzeichen. Von „toten Seelen“ spricht Gogol. Im Protestantismus hingegen ist die Persönlichkeit das Lebens-element; er weckt, schärft und fördert die Individualität. Wo die anderen beiden Kirchen Weihrauch streuen oder einfallende Psalter vorschreiben, da verwendet der Protestantismus Gründe; er will weder die Phantasie überrumpeln noch das Gefühl überreden, sondern nur den Verstand überzeugen. Die Logik ist sein Arsenal, Verstand und Wille sind seine Waffenträger. Es ist nach Alledem geschichtsphilosophisch durchaus begründet, daß das Germanenthum zu seinem verkürzten politischen Ausdruck im protestantischen Kaiserthum gelangt. Denn Dieses repräsentirt symbolisch jene beiden Lebensmächte, die die Führerschaft der weißen Rasse allen übrigen Rassen gegenüber rechtfertigen und innerhalb der weißen Rasse selbst wieder

gerade dem germanischen Element die vorherrschende Stellung zuweisen: Intelligenz und Energie.

Jetzt erst tritt die Aufgabe der reichsdeutschen Weltpolitik in die richtige geschichtsphilosophische Beleuchtung. Wenn nämlich unser Zeitalter vom Kaiser die treffende Signatur erhielt, es stehe im „Zeichen des Verkehrs“, wenn also erst die Verkehrsumwälzungen der letzten hundert Jahre es waren, die unserem Kulturtypus seine charakteristische Eigenart aufprägten, so übersehe man nicht, daß diese Verkehrsumwälzungen in Dampfschiffen und Eisenbahnen, in Telegraphen und Telephonen, die uns bevorstehenden in Luftschiffen und elektrischen Bahnen, wesentlich und vorzüglich der germanischen Intelligenz und Thatkraft, nur zu einem winzigen Bruchtheil der romanischen Phantasie, ganz und gar nicht der slavischen Gefühlswelt zu danken sind. Unser Kulturtypus fest sich eben aus Erfindungen und Entdeckungen zusammen. Diese bewirken wieder eine Beschleunigung, Erleichterung und Verannehmlichung des internationalen Verkehrs. Dieser wieder arbeitet einem Abschleifen der nationalen Gegensätze, einem Ausgleich einander abstoßender Schroffheiten vor. Unserem Kulturtypus ist eben nicht mehr, wie den alten Kulturen und den zurückgebliebenen, eingetrosteten heutigen Kulturssystemen (den Mohammedanern, Persern oder Chinesen), jeder Stammesfremde gleichbedeutend mit „Feind“. Durch die Umwälzung des Verkehrs werden nicht nur Genußgüter ausgetauscht, sondern auch Gedanken, Sitten, Weltanschauungen. Aus dem gegenseitigen Verkehr erwächst ein wechselseitiges Verstehen und Dulden. Dabei nähert man sich nicht etwa einem kosmopolitischen Wischmasch; im Gegentheil. Die fremde Eigenart wird stets als fremd empfunden, aber nicht mehr, wie früher, unbesehen entweder verdammt oder verhimmelt, sondern sie wird mit kritischer Schätzung auf Werth und Berechtigung sorgfältig geprüft. Es bildet sich allmählich, wie ein internationales Recht, so eine internationale Sitte heraus. Dieser werdenden internationalen Sitte, die Interessengegensätze immer mehr auf vertraglichem als auf kriegerischem Wege auszugleichen bemüht ist, wird nun die reichsdeutsche Weltpolitik ihr Gepräge leihen. Da unser Kulturtypus, der einer Umwälzung des Weltverkehrs seine Entstehung verdankt, weder von der romanischen Phantasie noch vom slavischen Gefühl, sondern von germanischer Intelligenz und Thatkraft seine bestimmenden Eigenschaften empfangt, so ist die Berechtigung von selbst gegeben, daß die Weltpolitik des zwanzigsten Jahrhunderts ihre Direktive von der germanischen Rasse erhält. Diese Direktive wird und kann keine andere sein als Vertragspolitik, und zwar zunächst in der Form einer Handelsvertragspolitik. Wenn wirklich der Verkehr das Grundwesen unseres Kulturtypus ausmacht, so muß nothgedrungen die internationale, öffentlich-rechtliche Regelung dieses Güterausstausches

die Hauptaufgabe der germanischen Rasse sein, die ja augenblicklich den Weltgüterverkehr überwiegend in ihren eisenfesten Fäusten hält. Diese Verkehrs-Hegemonie bildet die Grundlage der politischen Hegemonie. Soll nämlich die germanische Rasse an der Spitze der westlichen Kultur bleiben, so darf sie sich diese Handels-Hegemonie, die sie augenblicklich thatsächlich besitzt, niemals aus den Händen winden lassen. Denn man muß in Deutschland allein 56 Millionen Menschen mit relativ hohem und sich ständig steigenden standard of life ernähren. Und je besser wir sie ernähren, je gewissenhafter wir sie schulen und bilden, desto intelligenter und thatkräftiger werden diese von Jahr zu Jahr sich um 800 000 mehrenden 56 Millionen Menschen. Denn Intelligenz und Thatkraft bilden ja, wie wir erörtert haben, das Stammkapital der deutschen Nation, das sie trotz ihrem geringen numerischen Umfang befähigt, eine Elitetruppe des Menschengeschlechtes zu bilden. Diese Truppe will nun aber, um ihren hohen Aufgaben gewachsen zu sein, leiblich und geistig nicht nur auskömmlich, sondern reichlich versorgt sein. Nicht geringe, sondern möglichst hohe Löhne für die deutschen Arbeiter wird eine verständige Regierung anzustreben haben. Denn je besser der deutsche Arbeiter sich nährt, je mehr er hygienisch, technisch, religiös und moralisch gehoben wird, desto konkurrenzfähiger wird er auf dem Weltmarkt. Bei Hungerlöhnen erzieht man murrige Sklaven, die revoltiren, bei relativ hohen Löhnen dagegen eine intelligente, thatkräftige Arbeiterschaft, die Etwas zurücklegen, sparen kann; aber indem sie spart, hat sie auch Etwas zu verlieren und zu vertheidigen; sie hat also Interesse am Staatsbestand. Nur weiße Sklaven sind revolutionär, weil sie nichts zu verlieren haben. Ein Arbeiter aber in Krupps oder Stumms Fabriken, der jährlich ein Stämmchen bei Seite legen kann, ist nicht mehr gefährlich, weil seine Privatinteressen mit den Staatsinteressen, mit der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung zusammenfallen. Das politische Reformproblem des Deutschen Reiches mündet demnach in den Satz: eine möglichst breite Schicht gesättigter Arbeiter, also embryonaler Kapitalisten, auf dem Wege gesicherter Handelsverträge heranzubilden. Denn die so gewonnene Arbeiter-Aristokratie bildet das sicherste Bollwerk nach unten hin, nach der Seite des untersten oder fünften Standes, der Lumpenproletarier. Zwischen die herrschenden Klassen und das Lumpenproletariat (Vagabunden, Prostituirte, Krüppel, weiterhin Arbeitslose, ungelernete Arbeiter) muß eine, durch gelernte (qualifizirte) Arbeit aristokratisirte Mittelschicht, also eine Arbeiter-Aristokratie, eingeschoben werden. So verlangt es die geschichtliche Kontinuität. Wie sich früher der zweite Stand gegen den dritten und jetzt der dritte Stand gegen den vierten wehrt, so muß jetzt der vierte Stand gegen den fünften ausgespielt werden. Die gelernten Arbeiter müssen zu einer eigenen aristokratischen Oberschicht aufrücken, einen vierten

Stand bilden, aus dem der fünfte, das Lumpenproletariat, ausgeschieden wird. Dann bildet dieser vierte Stand einen eben solchen Schutzwall gegen das Lumpenproletariat wie augenblicklich das Bürgerthum gegen die ganze Sozialdemokratie. Diese Entwicklungslinie ist ein Imperativ der richtig verstandenen und gedeuteten Geschichte.

Um aber eine solche Arbeiter-Aristokratie züchten, schaffen und dauernd erhalten zu können, muß unsere hochentwickelte Industrie Sicherheit und Stetigkeit gewinnen. Denn eine plötzlich aufs Pflaster geworfene ehemalige Arbeiter-Aristokratie, die sich an eine höhere Lebenshaltung schon gewöhnt hat, ist ein eben so naturgemäß revolutionäres Element wie ein plötzlich beßlos gewordener Adel. Der depossedirte Grundseigneur wird Jakobiner, der arbeitslos gewordene Industriearbeiter Barrikadenkämpfer. Je mehr das Deutsche Reich neben seiner politischen und intellektuellen Vorherrschaft auch die industrielle zu erringen auf dem besten Wege ist, desto unabweislicher drängt sich der Regierung die Pflicht auf, Handels- und Industriekrisen vorzubeugen. Die entscheidende Vorbeugungsmaßregel ist und bleibt aber ein gesichertes, weil auf Jahre hinaus festgelegtes System von Handelsverträgen, die ja in Zukunft die Rolle zu spielen berufen sind, die in früheren Jahrhunderten politische Bündnisse ausgefüllt haben.

Konkurrenten auf dem Weltmarkt hält man sich am Besten dadurch vom Leibe, daß man sich mit ihnen verbindet; man macht den Konkurrenten zum Compagnon und eben damit unschädlich. So haben es Wilhelm der Erste und Bismarck mit Oesterreich gehalten. Um der weltgeschichtlichen Rivalität zwischen Habsburgern und Hohenzollern ein Ende zu bereiten, wurde der Hauptkonkurrent unter den deutschen Stämmen, nachdem man ihm in Königsrath das unbedingte Uebergewicht der Hohenzollern unwiderleglich bewiesen hatte, zum Allirten. Seitdem haben die deutschen Stämme vor einander Ruhe. Ein ähnliches Verfahren schlagen Großindustrie, Bergwerke, Minen und Banken ein; sie syndizieren sich, um die gegenseitige Konkurrenz wettzumachen. Trusts, Corners, Ringe bestimmen die Preise auf dem Weltmarkt. Warum sollen nun die den Weltmarkt beherrschenden Industriestaaten das Handelsmonopol, das sie thatsächlich innehaben, dadurch gefährden, daß sie sich in einem wirtschaftlichen Kampf auf Leben und Tod erschöpfen? Warum gegen einander und nicht vielmehr mit einander? Soll Ostasien der tertius gaudens sein? Ohne Handelsverträge gerathen wir in ein wirtschaftliches und eben damit auch in ein politisches Chaos. Krisen des Weltmarktes haben naturgemäß politische Krisen zur unausbleiblichen Folge. Der Kampf ums Dasein im internationalen Weltverkehr hat die Deutschen nun einmal im Interesse ihrer nationalen Selbsterhaltung gezwungen, vom ausschließlichen Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat überzugehen. Der Bevölkerungsüberschuß,

der den Deutschen den militärischen Vorsprung gegenüber der romanischen Rasse, insbesondere über die Franzosen, sichert, kann unmöglich von der Landwirtschaft allein ernährt werden. Der deutsche Ackerbau ist weder umfassend noch intensiv genug, 56 Millionen Menschen zu sättigen. Wollen die Deutschen also ihren Ueberschuß nicht ans Ausland, besonders an ihren künftigen Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkt, Amerika, abgeben und diesen Gegner so im Kampfe gegen Deutschland mit dessen eigenem Menschenmaterial stärken, dann müssen sie in der einheimischen Industrie ausreichende Futterstellen schaffen. Das ist denn auch geschehen, weil es der Naturlauf der Dinge war, wie ihn die Verkehrsumwälzungen des vorigen Jahrhunderts zur Folge hatten. Die wirtschaftlichen Thatfachen haben eben, wie ihre eigene Logik, so ihr eigenes Naturheilverfahren. Der Verkehr heilt die Wunden, die er schlägt. Hat er den einen Theil der Bevölkerung vielleicht geschädigt, so hat er einem anderen genügt. Darin besteht eben die moderne Staatskunst, zwischen den Geschädigten und Bevorzugten einen Ausgleich herbeizuführen, zwischen Landwirtschaft und Industrie eine Diagonale zu ziehen, anders ausgedrückt: die Harmonie der Interessen aller Staatsbürger anzustreben.

Was hier von der Staatskunst nach innen gilt, läßt sich auch auf die reichsdeutsche Weltpolitik ungezwungen übertragen. Wie man es im Innern mit zusammenprallenden Interessen von Berufen, Klassen, Ständen, Konfessionen u. s. w. zu thun hat, so nach außen mit den kollidirenden Lebensinteressen der einzelnen Nationen. Die Harmonisirung dieser Interessen unter vollständiger Schonung des berechtigten nationalen Egoismus und durchgreifender Wahrung der nationalen Eigenliebigkeit wird das Hauptziel der friedlich gestimmten reichsdeutschen Weltpolitik sein. Wie nämlich im Innern des Reiches Klassengegensätze einander gegenüberstehen, so nach außen kollidirende nationale Interessen. Die Herstellung eines Gleichgewichtes unter ihnen ist Sache des virtuosen politischen Dirigenten, der den einzelnen nationalen Instrumenten so geartete Töne zu entlocken weiß, daß das rhythmische Ineinandergreifen und Zusammenstimmen aller Mitspieler sich zu einer Weltkantate unseres Kultursystems gestaltet.

Zur Sicherung einer solchen Interessenharmonie innerhalb unseres Kultursystems werden im zwanzigsten Jahrhundert die wirtschaftlichen Bündnisse beitragen, zumal sie voraussichtlich politische im Gefolge haben werden. Da es der offenkundige Sinn der Geschichte ist, daß die weiße Rasse unter Führung der Germanen die wirkliche und endgiltige Weltherrschaft antreift — nicht nur die Herrschaft über das Mittelmeerbecken, wie früher die babylonischen, hellenischen oder römischen „Weltreiche“ —, so muß die wirtschaftliche Solidarität unseres gesammten Kultursystems durch Verträge und Alliancen gewährleistet sein. Ob diese die Form einer mittel-

europäischen Zollunion annehmen oder zunächst nur die einer Erneuerung und Festlegung unserer schon bestehenden Handelsverträge bedeuten wird, ist mehr Frage des Tempos und der Taktik als des Prinzips. Der zweite Weg scheint mir der gangbarere zu sein. Denn nicht nur *natura non facit saltus*: auch eine natürliche Politik macht keine Sprünge. Mag eine Zollunion ein in der Ferne winkendes Ziel sein, so sind im gegebenen Augenblick wirtschaftliche Bündnisse der zu diesem Ziel führende Weg.

Inwieweit diese wirtschaftlichen Bündnisse die berechtigten Interessen der einheimischen Landwirtschaft zu schonen haben, wird Gegenstand einer besonderen Erörterung sein. Nur prälibierend sei hier bemerkt, daß eine starke Monarchie eine ständige Reservearmee — Das ist der Landadel mit seiner dynastischen Treue, seinen festgewurzelten Ueberzeugungen und ritterlichen Traditionen — gar nicht entbehren kann. Daher wird jede starke reichsdeutsche Regierung bei allen wirtschaftlichen Allianzen ihr Augenmerk in erster Reihe darauf zu richten haben, daß dieser eiserne Fonds an Königtreue, ehrbarer Gesinnung und zuverlässiger Haltung der Monarchie erhalten bleibt. Wenn man also diesen Faktor in der reichsdeutschen Weltpolitik niemals wird übersehen dürfen, so wird man auf der anderen Seite doch auch zu erwägen haben, daß er nur ein Faktor, aber nicht der einzige ist. Die übrigen Faktoren des Staatslebens müssen nach Maßgabe ihrer Leistung in eben so ernste Erwägung gezogen werden, soll man sich nicht der Gefahr aussetzen, die Klasseninteressen den nationalen Interessen überzuordnen und eben damit den nationalen Staat in seinem Herzpunkt zu verletzen.

Das „Gleichgewicht der Kräfte“ ist auch hier das Hauptgeheimnis aller Staatskunst. Landwirtschaft, Industrie und Handel heißen diese in Einklang zu setzenden Kräfte im Innern des Deutschen Reiches, germanische, romanische und slavische Rasse heißen die politischen Probleme innerhalb der gesammten christlichen Kulturwelt, Auftheilung der östlichen Kulturen unter die Träger unseres Kultursystems heißen sie endlich an der Peripherie. Was dazwischen liegt, wie die Polenfrage im Reich, die Nationalitätenfrage in Oesterreich u. s. w., ist mehr von örtlichem und zeitlichem Interesse, gehört also nicht zur großzügigen reichsdeutschen Weltpolitik. Diese Fragen der lokalen Politik sind im Rahmen der innerdeutschen Reformpolitik zu behandeln. Hier betrachten wir nur die Höhenzüge der reichsdeutschen Weltpolitik, nicht ihre Hügel und Thäler. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, gruppieren sich uns die Völker unseres Kultursystems in drei großen Richtungen: östliche Kultur, weiche, sentimentale, schlaffe Gefühlswelt, mit der griechisch-orthodoxen Religion als Nationalkirche. Es ist der slavische Kultur- und Religionstypus, der seinen Schwerpunkt immer von Europa nach Asien verschoben wird. Und gerade Dieses soll das Ziel der reichsdeutschen Weltpolitik

sein. Alle politischen Bestrebungen, die dazu führen, Rußland mit seinen Interessen nach dem Osten zu drängen, sollen gefördert, alle seine Aspirationen aber, nach dem Westen vorzudringen, gehemmt werden. Je weiter sich Rußland nach Asien zurückzieht und seine Interessensphären ins Westliche dehnt, desto ungefährlicher wird dieser Koloß unserer westlichen Kultur. Die ungeheure Weite seiner östlichen, im zwanzigsten Jahrhundert erst zu fixirenden Grenzen und die vulkanischen Eruptionen im sozialen Innern dieses östlichen Weltreiches bieten uns die sicherste Gewähr für das unter Führung der Germanen herzustellende Gleichgewicht unserer westlichen Kultur. Unser gewaltiger Vorsprung gegenüber dem Slaventhum liegt vor Allem darin, daß dem russischen Reich die politische Revolution noch bevorsteht, während wir sie hinter uns haben. Revolutionen sind eben die Kinderkrankheiten des werdenden modernen Staates. Rußland hat erst noch zu beweisen, ob es diese Kinderkrankheiten überdauern wird. Außerliche Freundschaftsbezeugungen, die um so ehrlicher gemeint sind, je weiter die Interessensphären Deutschlands und Rußlands auseinanderliegen, und Erneuerung des Handelsvertrages unter Begünstigung seiner Getreideausfuhr, werden uns für Jahrzehnte hinaus das slavische Kultursystem ungefährlich machen. Ob es nach weiteren hundert Jahren für den Bestand der westlichen Kulturen gefährlich werden kann, ist eine *cura posterior* der übernächsten Diplomaten-Generation. Für die praktische Staatskunst bedeutet ein Jahrhundert schon eine Ewigkeit.

Was die romanischen Völkergruppen anlangt, so haben wir ihren Zipfel, Italien, unseren Interessensphären schon angegliedert. Die natürliche Interessengemeinschaft Italiens mit England wird dieses Land noch fester in die Umklammerung durch die germanische Rasse hineinwachsen lassen. Frankreich wird folgen müssen. Entweder wird Frankreich Deutschlands Verbündeter oder nach einem zweiten Sedan sein Vasall: *tertium non datur*. Der sichtliche Zerfall der Rasse kann nur durch den Eintritt Frankreichs in den mitteleuropäischen Staatenbund aufgehalten werden. Und mit Frankreich wird natürlich Spanien eben so sicher in die deutsche Interessensphäre gerathen, wie sich Portugal heute schon in der englischen befindet.

Es bleiben die drei großen germanischen Mächte, Deutschland, England, Nordamerika, die ihre Interessengegensätze schon darum nicht durch das Schwert auszugleichen vermögen, weil ihre geographische Lage Kriege unter diesen Nationen beinahe ausschließt. Unter diesen drei Mächten, die von der geschichtlichen Vorsehung zur Führerrolle in der Weltherrschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ausersehen sind, können also die bestehenden Interessen-Kollisionen unmöglich mit rothem Saft zum Austrag gebracht werden; sie werden nothgedrungen zum schwarzen ihre Zukunft nehmen müssen. Ohne Bild gesprochen: Nicht Kriege, sondern Verträge werden hier das Gleichgewicht

innerhalb der rivalisirenden germanischen Rassen herzustellen haben. Diese Verträge nun durch eine weise Staatskunst so zu gestalten, daß Deutschland innerhalb der germanischen Rasse und weiterhin innerhalb unseres Kultur-systems die ihm zukommende Stellung einnimmt und dauernd behauptet: Das ist, wie ich es verstehe, das oberste Ziel einer reichsdeutschen Weltpolitik.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Naturwissenschaft und Moral.

Alles wird heute auf eine naturwissenschaftliche Grundlage gestellt: die Poesie, der Antisemitismus, die Liebe, der Sozialismus, die Philosophie, das Recht, die Medizin und wohl auch die Theologie. Warum sollte also die Moral eine Ausnahme machen? Es soll ihr auch das Recht dazu nicht bestritten werden, zumal sie es augenblicklich mehr denn je nöthig hat, sich auf Etwas zu stützen. Aber ob die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung ihr das Recht geben, ihre Imperative auf sie zu stützen: Das steht doch sehr in Frage.

Wenn man die Unmasse ästhetischer, literarischer und sozialwissenschaftlicher Zeitschriften und Brochüren durchblättert, die jede Woche hervorbringt und die nächste Woche wieder vernichtet, begegnet man ungemein häufig dem Wort „naturwissenschaftliche Ergebnisse.“ Man findet es auch in besseren und mit Sachkenntniß geschriebenen Arbeiten. Und überall geht von dem Wort eine hypnotisirende Wirkung aus. Ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller könnte sich eigentlich nur freuen, daß die Naturwissenschaft so große Macht gewonnen hat. Aber diese Freude hätte keine Dauer. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieses oft genannte Wort „naturwissenschaftliche Ergebnisse“ nicht das Beste mit Dem zu thun hat, was die Naturwissenschaft ergeben hat.

Das Wort ist, abgesehen von den Fällen, wo es aus Verlegenheit gebraucht wird — etwa wie Gott —, identisch mit „darwinistische Lehren.“ Es umfaßt also keineswegs die vielseitigen Resultate, zu denen die Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie, Physik, Geologie, Paläontologie, Biologie gelangt sind, ganz zu schweigen von Meteorologie, Anatomie, Phänologie, Limnologie und mehreren anderen Disziplinen des ungeheuer großen naturwissenschaftlichen Gebietes. Es umfaßt sie nicht nur nicht; es berührt sie nicht einmal; es klammert sich nur an das Grenzgebiet, wo Naturwissenschaft und Philosophie einander begegnen oder vielmehr Diese sich Jener zu bemächtigen sucht. Mit den „naturwissenschaftlichen“ Ergebnissen ist es also nicht weit her. Und mit den Ergebnissen? Alle darwinistischen Lehren sind Hypothesen, unbewiesen, unbeweisbar. Nur wenn man die Abstammungslehre, die Lamarcks Werk ist, unter darwinistischer Flagge segeln läßt, ist im Darwinismus ein Ergebnis. Alles Andere, Kampf ums Dasein, Untergang des Untauglichen, die seltsame Anpassungslehre und Aderes: Das ist Hypothese. Morgen werden andere Hypothesen kommen.

Aber gerade an diese Hypothesen denkt man, wenn von naturwissenschaftlichen Ergebnissen die Rede ist. Das geht aus den Folgerungen hervor, die an diesen Begriff geknüpft werden. Folgerungen auch für die Moral.

In der Natur, heißt es, herrscht der Kampf ums Dasein. Er merzt das Unpassende aus, erhält das Taugliche und vom Tauglichen das Tauglichste. Er ist die Ursache der Höherentwicklung. Also, haben die neueren Moralisten gefolgert, ist der Kampf ums Dasein zu erhalten. Der Untaugliche ist seinem Schicksal zu überlassen. Der Taugliche darf die Position, die ihm die Natur gegeben, in jeder Beziehung ausnützen. Das ist ohne Zweifel die Hauptfolgerung, die die Moral aus den „naturwissenschaftlichen Ergebnissen“ gezogen hat. Mir scheint: weder die moralische Folgerung, daß der Egoismus im Kampf ums Dasein von großer, menschenfördernder Wirkung sei, noch die Behauptung, daß der Kampf ums Dasein das Tauglichste erhalte, ist richtig. Und selbst das Fundament ist falsch: in der Natur „herrscht“ gar nicht der Kampf ums Dasein. Darwin faßt unter dem Ausdruck „Kampf ums Dasein“ zwei Erscheinungen in der Natur zusammen. Erstens versteht er darunter das Verunglücken von Lebewesen in Folge von Katastrophen. Ein Landthier fällt ins Wasser und ertrinkt. Der Millionen von Eiern enthaltende Hogen eines Fisches wird von einer Ente gefressen. Ungezählte Samenkörner von Pflanzen werden vom Wind aufs Meer getragen und gehen unter. Kurz; alljährlich, alltäglich gehen ungeheure Mengen von Lebewesen zu Grunde. Aber von einem Kampf ums Dasein hier zu reden, ist vollständig verkehrt. Diese Wesen stehen ja nicht in einem Konkurrenzkampf mit anderen, sie sind oft auch kräftiger und lebensfähiger als ihre am Leben bleibenden Genossen; nur ein elementares Naturereigniß, eine Katastrophe vernichtet sie. Man muß also solche Vorgänge von dem Kampf ums Daseins vollständig getrennt halten. Solche Katastrophen können natürlich auch keine züchtende Wirkung üben; der Schwächste wie der Stärkste kann gerade an der Stelle stehen, wohin der Blitz schlägt. Aber es wäre absurd, Jemanden für lebensunfähig zu halten, weil er vom Blitz erschlagen wurde. Weder der Darwinismus noch die Moral wird diese Folgerung ziehen wollen.

Nun bleibt die andere Seite des Kampfes ums Dasein übrig, der wirkliche Konkurrenzkampf, bei dem der besser Organisirte den weniger gut Organisirten aus dem Feld schlägt. Ohne Zweifel kommen solche Fälle vor. Wirklich beobachtet sind nicht sehr viele. Die Wanderratte hat die Hausratte in Deutschland stark verdrängt. Die neueingeführte Manguste verdrängte auf Jamaika die Katze und vernichtete viele Vogelarten. Es mag noch eine Reihe ähnlicher Beispiele geben. Allerdings beziehen sich viele auf Veränderungen, die erst durch den Menschen beeinflußt waren. Aber was giebt uns selbst bei diesen Fällen das Recht, zu behaupten, der Kampf ums Dasein „herrscht“ in der Natur? Verschiedene Forscher, H. von Wettstein, Hugo de Bries, G. Haberlandt und Andere, haben gezeigt, daß neue Arten auch ohne Daseinskampf entstehen können. Es ist bereits eine Reihe solcher Fälle bekannt, obwohl man erst neuerdings auf diese „antidarwinistischen“ Erscheinungen sein Augenmerk gerichtet hat. Nach meinen eigenen Anschauungen — es sei mir gestattet, davon zu reden! — entstehen neue Arten dadurch, daß Individuen in ein neues Milieu gerathen und dieses durch streng mechanische Einwirkung jenem die Formen aufprägt, die es

selber hat und die darum passend sind. Das Dunkel, das in den Höhlen Menadys herrscht, machte die Thiere, die in sie gerietten, blind. Das fehlende Licht, das durch Aussehbung seiner Strahlen sonst die Augen in normaler Funktion erhält, ließ die Sehorgane dieser Höhlenthiere unbeschäftigt. Der Mutzufluß nach diesen Organen wurde geringer, sie wurden schlecht ernährt und verkümmerten deshalb. Blinde Thiere aber sind für Höhlen „besonders passend“, weil die Straft, die für die nutzlosen Augen ausgegeben werden müßte, jetzt besser verwendet werden kann, abgesehen davon, daß so empfindliche Organe in der Finsterniß durch Anstoßen leicht verletzt werden und darum störend wirken könnten. Ohne Kampf ums Dasein werden die thierischen Individuen in den Höhlen blind, weil diese sie blind machen. Ich meine, daß auf diese Weise der Mechanismus der Entwicklung zu neuen Formen eben so deutlich wird wie der Grund, weshalb ein Wesen seinem Milieu angepaßt ist, ohne daß diese Anpassung wie bei Darwin ein Ergebnis einer Konkurrenz ist, bei der ungezählte Generationen aussterben, bis das Passende herausgezüchtet war. Für direkte Entwicklung ohne Daseinskampf scheinen sich jetzt viele Forscher zu entscheiden, wenn ihnen auch der Mechanismus der Entstehung und das Wesen der Anpassung noch unklar ist. Sehr frappirt hat mich eine Aeußerung G. Steinmanns, der ich jüngst in seiner Rektoratsrede vom zehnten Mai 1899 begegnete. Der freiburger Professor sagt darin, daß der Mensch seit seiner Erstarrung von der Deluvialzeit an einen systematischen Vernichtungskrieg geführt habe, der in neuerer Zeit noch vervollkommenet worden und in begreiflicher Uebertreibung menschlicher Eigenschaften auf die Natur als ein dieser innewohnendes Prinzip angesehen worden sei. Diese Annahme klingt äußerst glaubhaft. Denn wo kommt es sonst bei irgend einer Thierart vor, daß Individuen einzelner Distrikte sich bewaffnen, auf diejenigen anderer losziehen und nun eine Schlichterereien beginnt, wie sie unter Menschen noch heute so gut wie vor Jahrtausenden üblich sind? Ganze Stämme, ganze Völker werden ausgerottet im buchstäblich zu nehmenden „Kampf“ ums Dasein. Der Mensch hat noch stets seine Eigenschaften auf die Natur übertragen, von den Hühnenjagen der ältesten Zeit an bis auf die „Weltseele“ und den „Weltwillen“. So ist am Ende auch der Darwinismus nur eine anthropomorphische Verirrung. Ja, ist nicht Darwin als Sohn Englands mehr als der Bürger eines anderen Staates in jenen fünfziger Jahren prädisponirt gewesen, den Kampf ums Dasein als regulirendes Prinzip zu proklamiren? Jenes Land, das seine Kultur nach Australien, nach Südafrika, nach Indien und vielen Inseln trug und überall die Beobachtung machte, daß die „inferioren Rassen“ vor den Feuerwaffen, dem Feuerwasser und der Syphilis der „höheren Klasse“ spurlos verschwanden? Das schon damals die Beobachtung machte, daß die Arbeiter — auch so eine „inferiore Klasse“ — in den Fabriken der lebens- und kapitalkräftigen Großindustriellen verkümmerten und vertölpelten? In der That: Malthus und Darwin konnten in England sehr leicht darauf kommen, den Kampf ums Dasein und das Ueberleben des Stärkeren als Prinzip der Menschheitentwicklung hinzustellen. Das Prinzip aber erschien brutal und „naturwissenschaftlich“ genug, um es auch als Prinzip der thierischen und pflanzlichen Entwicklung annehmen zu können. Es ist sehr einleuchtend, daß Darwin menschliche Vorgänge seiner Zeit in die Natur hin-

eininterpretirt hat. In diesem Fall würde kaum daran denken, daß später die Moralisten diese vom Menschlichen auf die Natur übertragenen Theorien als naturwissenschaftliche Ergebnisse umgekehrt wieder auf den Menschen — noch dazu in ethischer Beziehung — anwandten.

Doch wie Dem auch sei: jedenfalls ist nicht bewiesen, daß der Kampf ums Dasein in der Natur herrsche. Gegen ihn spricht außer den angehäuften Thatfachen auch das Fehlen der als notwendig angenommenen Zwischenglieder, die von einer Art zur anderen führen. Allenfalls giebt es bei einigen Gattungen ein Meer von Mittelformen, — man denke an die Kompositen-Gattung der Habichtskräuter oder die Schnefengattung *Limnaeus*. Aber auch bei ihnen berechtigt nichts, zu schließen, daß diese Mittelformen im Aussterben seien und nur die extremen Arten sich erhalten würden. Und bei den meisten Gattungen, geschweige denn Arten, giebt es überhaupt keine Mittelformen; die Hoffnung, daß die Paläontologie die Bindeglieder finden werde, ist bisher völlig gescheitert. Im Gegentheil: diese Wissenschaft hat nur das Meer extremer Formen um ein kolossales vermindert. Wenn wirklich ein so erbitterter Kampf ums Dasein herrschte, wie Darwin annimmt, dann müßte es Unmengen von wenig differenzirten Formen geben, von denen die etwas höher stehende immer die tiefer stehende vernichtet hätte. Wenn aber der Kampf ums Dasein in der Natur keine große Rolle spielt, so wird er auch selten Gelegenheit gehabt haben, das Untaugliche zu vernichten und das Taugliche zu erhalten. Aber eine solche Wirkung hat der Kampf ums Dasein überhaupt nicht. Und Das ist der zweite Punkt. Der russische Forscher Korshinskij, der die Bedeutung des Kampfes ums Dasein anerkennt, meint doch, daß dieser unendlich schädlich auf alles neu und höher sich Entwickelnde wirke. Ueberall, wo man plötzlich neu entstandene Formen antreffe, gingen diese unbarbarisch zu Grunde, weil sie eben als untauglich vom Kampf ums Dasein ausgemerzt würden. Bei der Beantwortung der Frage, wie das Selektionsprinzip wirke, laufen gewöhnlich zwei Irrthümer unter. Der erste ist der, daß man meint, durch den Kampf ums Dasein würde eine Art in eine höher entwickelte verwandelt. Doch dieses Prinzip kann überhaupt keine Entwicklung hervorrufen. Die höhere Entwicklung muß bereits da sein, wenn der Kampf ums Dasein und die durch ihn wirkende Zuchtwahl in Aktion tritt. Der Kampf ums Dasein kann nur das schon Vorhandene und schon Geordnete entweder vernichten oder erhalten. Er ist unter keinen Umständen ein schaffendes, sondern nur ein auswählendes Prinzip. Der zweite Irrthum liegt darin, daß man das Taugliche und Untaugliche mit dem Starken und Schwachen, dem Hohen und Niedrigen identifizirt. Aber in diesem Sinne ist die Wirkung des Kampfes ums Dasein erst recht zweifelhaft. Denn der Kampf ums Dasein wird gewiß kein Bedenkten tragen, ein hoch differenzirtes Krebsthier aussterben zu lassen und dafür einen kleinen, augenlosen, gliederlosen, wurmartigen Schwammpolypen leben zu lassen, der gewiß nicht höher steht und stärker ist als die Art, aus der er entstanden ist. Aber man darf nicht einmal sagen, daß er tauglicher — Das heißt: lebensfähiger — durch sein Schwammpolypenthum geworden ist. Warum soll nicht die Mutterart, aus der er hervorgegangen ist, weiterexistiren? Auf der Erde ist Raum genug, so giebt hier der Existenzmöglichkeiten so viele, daß sowohl der Schwammpolyp in seiner neuen Lebensweise wie die Stammart in ihrer alten weiterexistiren können. Möglich,

daß es dem Schwächeren besser geht, daß er etwas tauglicher ist als die Stammart; aber warum sollte diese gerade aussterben, wenn sie etwas weniger tauglich ist? Wir beobachten in der Natur jenes schöne Menschheitsprinzip nicht, wonach der Schwächere bekriegt wird, um irgend einem Heldherra Gelegenheit zu geben, seinen Durst nach „gloire“ zu löschen, oder um Jenem sein Geld zu rauben. Also warum soll in dem großen freien Garten der Natur ein solcher Tamtam- oder Krümmergeist herrschen, da doch genug Raum für Alle vorhanden ist?

Es ist also wiederum nicht erwiesen, daß der Kampf ums Dasein das Taugliche erhalte und das Untaugliche vernichte. Klingt es nicht aber etwas ungläubhaft, daß sich direkt Unpassendes auf der Erde erhalten sollte? Es mag doch gewiß genug Fälle geben, wo neue, härtere Lebensbedingungen die Existenz irgend einer Art gefährden und nur diejenigen Individuen sich erhalten, die für die neuen Verhältnisse am Tauglichsten sind. Wie kommt es denn, daß einige Individuen tauglich sind? Steht es nicht fest, daß die sämtlichen Vertreter einer Art so gleich sind, daß sie sich kaum sichtbar unterscheiden? Da ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß irgend eine lächerlich kleine Differenz von Vortheil sein sollte. Hinge die Existenz einer Art an dem Vorhandensein so geringfügiger Unterschiede, dann müßten seit Bestand der organischen Welt ungezählte Millionen von Arten ausgestorben sein. Aber ist es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß die Untauglichen tauglich werden? In dem Maße, wie die Verhältnisse sich ändern, rufen sie auch entsprechende Aenderungen in den Formen der betreffenden Art hervor. Und zwar auf ganz mechanische Weise. Da giebt es keine Untauglichen und Tauglichen, sondern das Milieu wirkt auf alle Artgenossen gleichmäßig, alle verändern sich, die alte Art wird eine neue Art und der Daseinskampf findet keine Arbeit mehr.

Gerade in den Fällen, wo der Daseinskampf am Offenkundigsten das Taugliche zu erhalten scheint, trägt der Schein am Meisten. Jeder besinnt sich auf das Beispiel von den Waldbäumen, die, aus eng gestreuter Saat aufgeschossen, mit einander im härtesten Konkurrenzkampf um Licht und Luft stehen. Da sollen die Schwachen unterliegen und die Starken erhalten bleiben. Die Sache verhält sich aber durchaus anders. Im Anfange sind die ausgestreuten Samenkörner einander sehr gleich. Aber sie wachsen gar nicht unter gleichen Chancen empor. Das eine Samenkorn dringt tief in die Erde, das andere bleibt an der Oberfläche liegen; das eine findet störendes Unkraut vor, das andere nicht; und auch dann, wenn die Pflanzen gekieimt sind, stehen sie meist unter ungleichen Bedingungen. Hier werden sie von einem Unkraut beschattet, stehen sie weit auseinander, dort dicht in einem Haufen; hier kann sie der Regen, der Wind besser treffen, dort weniger. Kurz: diejenigen Samenkörner, die von kräftigen Bäumen stammen und, in günstige Lage gebracht, ihre Kraft in bewundernswerther Vollkommenheit entfalten würden, wachsen hier in den zufällig ungünstigen Verhältnissen zu schwächlichen Pflanzen auf, die von anderen, latent schwächeren, aber durch die Günstigkeit der Verhältnisse gestärkten Bäumen unterdrückt werden. Es wird durch solche Fälle doch ganz deutlich, daß der Kampf ums Dasein das Unzulänglichere erhalten und das Tauglichere vernichten kann. Jedenfalls wird er nie den Starken stärken, wenn es wohl auch eher möglich ist, daß er die Schwachen schwächt. Aber selbst in der Form der um Licht und Luft kämpfenden Waldbäume ist der Kampf

ums Dasein in der Natur gar nicht so häufig, wie man gewöhnlich annimmt. Er tritt meist da ein, wo der Mensch den Boden für ihn bereitet. Der Mensch ist es, der durch dicke Masjaaten den Konkurrenzkampf der Sämlinge hervorrufft, er ist es, in dessen weitenweit gegrabenen oder gepflügten Feldern ein kolossaler Plagkampf der Unkrautpflanzen stattfindet; er ist es, der durch angedehnten Aubbau einer oder weniger Kulturpflanzen die billionenfache Vermehrung und den billionenfachen Hungertod der Heuschrecke, der Raupe, der Blattläuse und vieler anderen Thiere hervorruft. In der Natur gehen die meisten Wesen im Samenform, im Ei, zu Grunde; in einem Stadium also, wo von Kampf ums Dasein noch nicht die Rede sein kann. Es wächst im Allgemeinen nur so viel auf, wie Platz, wie Nahrung vorhanden ist. Eben darum ist der Kampf ums Dasein kein herrschendes Prinzip. Und eben darum ist er es auch nicht, der Taugliches erzeugt oder Untaugliches vernichtet. Das Taugliche ist da ohne ihn und das Untaugliche wird zum Tauglichen selbstverständlich auch ohne ihn.

Wenn nun ethische Bestrebungen den Inhalt der Moral nach den darwinistischen Lehren ummodellieren wollen, so haben sie auf einen sehr schwankenden Boden gebaut. In der Natur herrscht nicht der Kampf ums Dasein, und wo er gelegentlich einmal vorkommt, da verursacht er keine Höherentwicklung. So innerhalb der Menschheit aber der Kampf ums Dasein eine günstigere Rolle spielt, Das mögen die Kenner der Menschheitsgeschichte beantworten. Die naturwissenschaftliche Grundlage fehlt ihnen jedenfalls gänzlich, obwohl sie mit geräuschvollem Nachdruck auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse gepost haben. Wie hat uns Nietzsches Moral, die auf den Kampf ums Dasein und den Sieg des Stärkeren gegründet ist, anfangs geblendet? Nietzsche bildete die darwinistische Ethik durch ein neues, ihm eigenthümliches Ergebnis aus. Er nahm an, daß der Egoismus der primäre Trieb des Menschen sei, daß der Altruismus dagegen erst angelehrt, erst sekundärer Trieb und Herdeninstinkt sei. Aber es gehört nicht viel Naturwissenschaft dazu, um zu beweisen, daß der Altruismus bereits in der Thierwelt außerordentlich verbreitet ist; nicht nur in Form der Fürsorge für die Jungen oder für den Gatten, sondern auch in viel strengerer Gestalt, als der Mensch ihn pflegte oder wahrscheinlich je pflegen wird. Man denke an die starre Vereinigung der Termiten, Ameisen und Bienen und an die Koloniebildung der Salpen, Korallen- und Urthiere. Und wenn man die Herden der Affen beobachtet und den urchistorischen und prähistorischen Menschen kennt, so wird man wohl einsehen, daß er von Anfang an Geselligkeit geübt, von Anfang an für die Familie, den Stamm sich zu opfern bereit war. Der altruistische Trieb ist dem Menschen genau in dem selben Maße angeboren wie der egoistische, beide stehen zum Mindesten auf der selben Stufe. Welcher von beiden die Menschheit mehr gefördert hat und mehr fördern wird? Das scheint mir nicht zweifelhaft. Nietzsche war bekanntlich der Meinung, der Egoismus habe die Menschen am Meisten gefördert. Man thut ihm aber Unrecht, wenn man sein berühmtes „Jenseits von Gut und Böse“, wie es fast immer noch geschieht, als Proklamation der ethischen Anarchie auffassen wollte. Nietzsche war ein starrer, zelotischer Moralist wie nur irgend einer. Er verwarf aber nur die Moral, deren Grenzwerthe „Gut und Böse“ sind, er wollte dafür eine Moral mit der Skala „Gut und Schlecht“. Aber sein „Gut“ ist keineswegs so leicht anführbar.

Gewiß: es ist gleichbedeutend mit stark und stolz und vornehm. Aber sei einmal stark und stolz und vornehm nach Zarathustras Vorbild! Es ist vielleicht kaum leichter als das christliche „Gut“. Für Viele würde es bedeuten: Wirf Deinem Chef das Buch vor die Füße, kündige ihm, dem Krämer, pfeife auf Geld und Großstadtlitter und sei ein stolzer, grader Mensch! Aber es grenzt an Hohn, daß die Herrenmoral heute am Meisten dem Krämer zu Gute kommt, den Nietzsche so gründlich haßte. Denn des Krämers Moral mit den Grenzwertchen Reich und Arm deckt sich heute wirklich am Meisten mit dem nießsichigen Gegenpaar „Gut und Schlecht“. Sein Reichthum giebt ihm Macht, Glanz, Stolz, Kühnheit, ja gar Vornehmheit. Er ist der Gute in Nießsches Sinn.

Nießsches Moral ruht so ganz und gar auf den berichtigten naturwissenschaftlichen „Ergebnissen“, daß sie fällt, wenn diese fallen. Nießsches Stellung in der Gegenwart erinnert auffallend stark an die Rousseaus im vorigen Jahrhundert, wie ja zwischen Lebensschicksal und Denkweise beider Männer wertwürdige Anklänge bestehen. Rousseau folgte in seinen Anschauungen den englischen Schriftstellern, die eben die Natur als ein schönes, friedliches, von Menschenqual freies Abgß entdeckt hatten. Auf diese „naturwissenschaftlichen Ergebnisse“ baute Rousseau sein Ideal von dem edlen, friedfertigen, unverfälschten Wilden mit dem angeborenen guten Herzen. Und in gleicher Weise baute Nietzsche sein Ideal auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse des Tages. So kam der Raubthiermensch mit dem angeborenen egoistischen Trieb zu Stande. Rousseaus Ideal ist längst verflattert. Man hat die Wilden, die von Europäern übertrümpfter Kultur nichts wissen, jetzt genügend kennen gelernt. Kein Mensch wird sie mehr als friedliche Lämmer betrachten. Dann kam Nietzsche und betrachtete sie als stolze Raubthiere. Eines ist so falsch wie das Andere.

Nach Alledem scheint es vorläufig am Rathsamsten, Menschenideale und Menschenmoral überhaupt nicht auf naturwissenschaftliche Ergebnisse zu bauen, nicht einmal auf die wirklichen. Es hat keinen Zweck, Vorgänge in der Natur als Muster für menschliches Handeln aufzustellen, weil sie moralisch überhaupt nicht oder jedenfalls nur in verwirrendem Maße vieldeutig zu interpretiren sind. Wir „sollen“ erstreben, was den Menschen nützlich ist, und Das soll als moralisch niedrig gelten, was ihr schadet. Sollen, weil wir müssen. Was ihr aber nützt und was ihr schadet, Das erkennen wir am Besten, wenn wir in der Gegenwart und bei den Menschen selbst bleiben. Die Vorgänge in der Natur sind so verschieden, daß sie zu jeder Handlung Beispiele für oder wider bietet, ähnlich wie in der Bibel oder im deutschen Sprichwörterthum. Die Natur wird uns immer neue Gesichtspunkte für unsere Weltanschauung geben, sie wird, weil wir selbst zu ihr gehören, unser ästhetisches Gefühl anregen und aus ihren unerschöpflichen Schätzen strömen unserem Geist beständig neue Anregungen zu; aber die Moral muß die Menschheit vor Allem in ihrer eigenen Gegenwartlage und in ihrem Zukunftswollen finden. Möglich, daß die Natur mitunter auch Anregungen zur Bildung und Umbildung ethischer Ideale geben kann; aber dann darf es nicht der unsichere Boden von Hypothesen sein, worauf das Gebäude errichtet werden soll. Und zu diesen Hypothesen gehört vor Allem die Lehre Darwins. Das macht der Fortgang der Forschung von Tag zu Tag deutlicher.



Gruß an Richard Voß.

Die Feier des fünfzigsten Geburtstages von Richard Voß brachte am zweiten September dem deutschen Volke den ganzen Reichtum dieses originellen Dichtergenius in Erinnerung. Voß zählt zu den fruchtbarsten Poeten der Gegenwart; und, seltsam genug: der Sohn der pommerschen Ebenen ist der glänzendste Schilderer der Schönheit Italiens geworden. Wenn Paul Heyse's jugendes Auge mit Vorliebe den harmonischen Verhältnissen und dem Lichtspiel des Südens nachzieht, so schweigt Voß in den Feuergluthen, der Farbenpracht, den Meeres- und Blut-Stürmen Italiens und ihrer Kinder. Ich freue mich, Voß zu seinem fünfzigsten Geburtstage mit einem Glückwunsch zu seiner neuen Sammlung römischer Novellen huldigen zu können. Das bei Bong in Stuttgart erscheinende, schön ausgestattete und von Kurt Viebich geschmackvoll illustrierte Bändchen enthält drei Stücke: „Amata“, „Auf der Geierinsel“ und „Stärker als der Tod“.

Reizend wird in der ersten Novelle („Amata“) aus einem realen Erlebnis, den Gesprächsfragmenten der Bewohner eines antiken Orabmals, den Reminiscenzen an die Mittheilungen eines gelehrten Freundes, den unklaren Eindrücken der Umgebung eines am Malariafieber Erkrankten eine Erzählung gewoben, die in den Halluzinationen des Kranken diese kunterbunten Elemente zu einer spannenden Fabel verbindet, in deren Ablauf die Wirklichkeit immer wieder den Traum und der Traum die Wirklichkeit ruft und die Reflexion über den Traum neue Halluzinationen herbeiführt. Mit bewundernswerther Erfindungskraft werden die psychischen Assoziationnothwendigkeiten und die plastisch gestaltende und symbolisch umdeutende Traumthätigkeit für die künstlerischen Absichten des Dichters verwendet und ein technisches *ιστορον ιστορον* (die Erwähnung der Entdeckung eines befreundeten Archäologen) zur Ueberraschung des gewöhnlichen und zur Aufklärung des denkenden Lesers verwendet.

Der Fortgang in der Handlung der dritten Novelle („Stärker als der Tod“) vollzieht sich unter Benutzung eines ähnlichen psychopathischen Einschlages, aber technisch weniger einwandfrei. Hier wird in den Vorgang eine dritte Persönlichkeit, der Wödh, einbezogen, bei der das Auftreten der halluzinatorischen Erregung psychologisch nicht vorbereitet erscheint. Um so kräftiger wirkt der Gegensatz der düsteren Schilderung des Gespensterhauses und der breit ausgepönnenen Erzählung der in diesen Räumen einem tragischen Gescheh entgegenreisenden Kinder, des naiven Egoismus der Alten und der fein differenzirten Leidenschaft der Jungen.

In der zweiten Novelle schafft sich Voß aus dem vulkanischen Boden der „Geierinsel“ und der Elementargewalt des Meeres die Symbolik für die Dämonie der jüdischen Leidenschaften. Blutrache, finsterner Aberglaube, Sucht nach Gold, Manz und Schönheit gestalten Leben, Menschen und Gescheh groß und gräßlich wie die dunklen Mächte ihres Inneren, denen sie sich ungezähmt überlassen wie Naturgewalten, die sie zeitweilig bewältigen und als deren Opfer sie schließlich fallen. Über eine wie der Sünden reich und prächtig, gewaltig und furchtbar, strahlend und lockend blühende Dichterphantasie breitet ihre Zauber über die dunklen Tiefen der Natur und unseres eigenen Seins.

Selbstanzeigen.

Mein goldenes Buch. Lieder. Verlag von W. & H. Schaper, Hannover, 1901. Quartformat auf Wattenpapier. Geheftet 2,50, gebunden 3,50 Mark.

Wie ich die Sonne liebe, so liebe ich auch ihre Farbe, das goldene Gelb. Ich liebe es, wie es lacht aus den mit Hahnenfuß gelbgestickten Wiesen, wie es aus taujend goldenen Kettenblumen im grünen Rasen strahlt, auf den blühenden Napobreiten liegt und aus den reifen Saaten hervorbricht. Aber mehr noch liebe ich das Gold, das morgens von der Sonne kommt und über die kalte Landschaft fließt, das mittags die Nähe und die Weite überflutet und abends in den stillen Wald fällt, das Kalte erwärmend, das Tote belebend, das Düstere erhellend. Aber wo Sonne ist, da ist auch Schatten; und wer das goldene Gelb liebt, muß auch den Gegensatz mitnehmen, die Komplementärfarbe, das unheimliche Violett, das überall da ist, wo Licht und Glanz und Sonne und Heiligkeit ist. Ohne dieses unabwendbare Violett wäre das Gold nicht so warm, die Heiligkeit nicht so strahlend. Und überwiegt die ernste, kalte Farbe auch einmal zu sehr, drängt sie in unserem Leben das Gold auch zu sehr zurück: wenn sie weicht und der Sonne wieder Platz macht und dem Licht, dann empfinden wir das Gold und die Sonne um so tiefer und genießen sie dankbarer, als wenn wir unser Leben nur in goldener Sonne gelebt hätten.

Hannover.

Hermann Ebus.



Generationen und ihre Bildner. Dr. John Edelman, Berlin 1901.

Hohin das Streben und Sehnen der heutigen Generation weigt und inwieweit diese Generation durch ihre mächtigsten Bildner — Darwin, Zola, Ibsen, Nietzsche — beeinflusst und befruchtet wurde, habe ich in meiner kleinen Schrift zu schildern versucht. Im Uebrigen mag dieser Versuch als Vorläufer und Einleitung einer demnächst erscheinenden ausführlicheren Schrift dienen — der Titel lautet: „In der modernen Weltanschauung“ —, die die ethischen und die praktischen Ziele des modernen Menschen, die Tendenzen seiner eigenen Lebensführung und die Ziele seiner neuen, schon im Werden begriffenen Gesellschaftsgestaltung zeigen soll.

Wien.

Grete Meißel-Hef.



Weltgeschichte. Band III, IV und VII. Mit Karten und anderen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900 und 1901. Preis: gebunden je 10 Mark.

„Eine Weltgeschichte hat die Aufgabe, die verschiedenen großen Kulturkreise, wie sie heute noch bestehen oder nachwirken, den byzantinischen, islamitischen, mongolisch-chinesischen, indischen, abendländischen, in ihrem Entstehen und Werden zu schildern und zu zeigen, inwiefern sie einander niemals gegenseitig bedingt haben und wie und warum dann die heutige Weltkultur die Uebermacht erlangte.“ Das sagte in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie Geheimrath Theodor Lindner zu Halle in seinem bemerkenswerthen Versuch, die Bestimmung alles geschichtlichen Lebens durch das Verhältniß von Beharrung

und Veränderung als den beiden geschichtlichen Hauptkräften zu erklären. Ich habe nichts Wesentliches dagegen einzutenden. Wenn er aber unmittelbar danach fortführt: „Die Anordnung kann also in der Hauptsache nur eine chronologische — natürlich nicht nach Jahreszahlen — sein, weil eben Alles in der Zeitfolge geschehen ist, und die Einteilung richtet sich nach den großen Momenten der Entwicklung und Ausbreitung der Gruppen und des heutigen Gesamtseins“, so stolpere ich zunächst über das meines Erachtens gänzlich unbegründete „also“; und dann wollen mir auch die folgenden Satztheile („natürlich nicht nach Jahreszahlen“, sondern nach? Und was sind „große Momente“?) gar nicht recht gefallen. Eine tabelifrei chronologische Anordnung der (nicht vollzählig und in einer ganz willkürlichen Abfolge genannten) Kulturvölker ist schon deshalb von vorn herein unmöglich, weil jene Kreise, was man nach Vindner zunächst anzunehmen geneigt ist, durchaus nicht so liebenswürdig gewesen sind, nur hübsch einzeln aufzutreten und zeitlich einander abzulösen, sondern inhaltlich wechselnde Gruppen mit chronologisch außerordentlich verschwommenen Grenzlinien gebildet haben. Man sieht: meine Ueberzeugung vom durchschlagenden Werth einer ethnogeographischen Anordnung als der natürlichsten, subjektive Willkür noch am Sichersten ausschließenden („Zukunft“ vom vierundzwanzigsten Juni 1899, Seite 577 ff.) läßt sich durch nichts erschüttern; auch nicht durch den eben so billigen wie blutigen Wiß (eines Mitarbeiters der „Brenzboten“) einer „vom geographischen Standpunkt aus geschriebenen Goethebiographie“. Dem Satz, womit H. B. George seine *Relations of geography and history* (Oxford, 1901) einleitet: *History is not intelligible without geography*, hänge ich mit allen Fasern meines Herzens an.

Im Uebrigen bin ich mit einer ausgiebigen Berücksichtigung der gegebenen Zeitfolge vollkommen einverstanden. Von Anfang an habe ich betont, daß in keiner anderen „Weltgeschichte“ so oft und so vielfach in ununterbrochenem Fluß erzählt wird wie in der von mir herausgegebenen. Das will ich beweisen. Man nenne mir das Werk, worin die Geschehnisse des ganzen Westasiens von A bis Z (III, 1 und 2), des ganzen Afrika (III, 3) und seiner Theile Egypten (III, 4) und Nordafrika (IV, 4), der pyrenäischen Halbinsel (IV, 8) u. s. w. ohne Unterbrechungen vorgeführt werden. Bei Luden, immerhin noch dem ausführlichsten aller einigermaßen umfassenden Weltgeschichtswerke, endet Dämischen-Weyers Egypten mit der römischen Herrschaft, Justis Persien mit der arabischen Eroberung, Pefmanns Indien mit Sikramaditya; und so weiter: was sich nach den angegebenen Endpunkten in jenen Gebieten zugetragen hatte, fiel einfach unter den Tisch. Auf die tollsten Dinge dieser Art stößt man innerhalb der „Weltgeschichten“ älterer Auffassung bei den Kapiteln Griechenland und Amerika; für Amerika bestritt man lächelnd das Dasein einer Jahrhunderte langen Entwicklung und begnügte sich allzu bescheiden mit den drei Abschnitten: Entdeckung, Unabhängigkeitskrieg, Sezessionskrieg, während über Griechenland seit Alexander dem Großen der Schleier einer sehr unchristlichen Liebe gedeckt ward, weil man aus Karl Lapps Arbeiten nichts gelernt hatte. Nun weiß ich wohl, daß man gerade mir das selbe kurzfristige Verfahren vorgeworfen, oder besser: daß man mich angesichts des fünften Abschnitts im vierten Bande meiner „Weltgeschichte“ bedeutet hat, ich hätte gar keinen Grund, auf dem hohen Pferde zu sitzen, da

ja die „Griechenland“ auch nur bis zum Pellenemus reichte. Gemach! Bestände „Europa“ bei mir nur aus einem Bande, so müßte ich, geschlagen, schweigen; Dem ist aber nicht so. Vielmehr sind den europäischen Geschichten nahezu fünf Bände vorbehalten: im vierten Bande finden wir Südeuropa, im fünften Osteuropa, im sechsten Mitteleuropa, im siebenten und achten Bande Westeuropa. Ueber die Abgrenzung der von meinen Mitarbeitern und mir zum Theil mit neuem Inhalt gefüllten Begriffe gegen einander kann man verschiedener Meinung sein. Das gebe ich zu. Da aber dafür gesorgt ist, daß schließlich doch Jedem das Seine, daß also jeden Gebietes Geschichte von Anfang an bis zur Gegenwart (wenn es aus äußeren Gründen sein mußte: in zwei oder auch drei Aufläufen) vorgeführt wird, so darf man nur noch darüber mit mir rechten, daß ich Byzanz und die Pforte zu Osteuropa, Italien unter den deutschen Kaisern zu Mitteleuropa geschlagen habe. Aber sie fehlen doch nicht und sind auch nicht so versteckt, daß man sie nicht finden könnte. Nur gestehe ich, über die Vorwürfe insofern nicht sehr erstaunt gewesen zu sein, als ich gern berücksichtigte, daß es meinen Kritikern beim jeweiligen Erscheinen der einzelnen Bände vor Allem oblag, eben den gerade veröffentlichten Theil unter's Messer zu nehmen, ohne dabei den Gesamtplan ins Auge zu fassen. Mit jedem neuen Bande muß und wird sich Das bessern. „Draus laßt mir ja daheim den ängstlichen, den zu gelehrten Sinn, der gern, was Andre thaten, wiederläut, der stets der seinen, unbefangenen Lust, die aus der Knospe sich entwickelt, wehrt.“ (Platen).

Ueberblicken wir das von den Mitarbeitern an meiner „Weltgeschichte“ bis jetzt Geleistete, so könnten wir eine Dreitheilung der erschienenen Abschnitte nach folgendem Gesichtspunkt vornehmen: 1. Beiträge mit einem Inhalt, dem auch frühere „Weltgeschichten“ meist gerecht zu werden pflegten; 2. Beiträge mit einem zum größten Theil ungewöhnlichen Inhalt; 3. Beiträge mit ganz und gar ungewöhnlichem Inhalt. Zur ersten Abtheilung gehören namentlich die Kapitel Babylonien von Hugo Windler (III, 1), Egypten von Karl Niebuhr (III, 4; wenigstens die größere Hälfte davon), Griechenland von Rudolf von Scala (IV, 5), Italien von Julius Jung (IV, 7), Renaissance, Reformation und Gegenreformation von Armin Tille (VII, 2) und Die Entstehung der Großmächte von Hans von Zwiabined-Südenhorst (VII, 5). Der zweiten Schicht zähle ich besonders Westasien im Zeichen des Islams von Heinrich Schurz (III, 2). Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer von E. G. Brandis (IV, 2), Das Christenthum von Wilhelm Walthert (in Band IV, VI und VII; zu einem Drittel noch unveröffentlicht), Nordafrika von Heinrich Schurz (IV, 4), Die Urvölker der Apenninhalbinsel von E. Pauli (IV, 6), Die pyrenäische Halbinsel von Heinrich Schurz (IV, 8) und Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas von Richard Mayr (VII, 1) zu. Demnach bleiben für die letzte Gruppe mit der Aufschrift „Ganz neu“ übrig: die fünf Kapitel über den geschichtlichen Antheil der Meere vom Grafen Eduard Wilczel und Karl Wenke (in Band I, II, IV, V und VIII; also vorläufig nur zu zwei Fünfteln vorliegend); Afrika von Heinrich Schurz (III, 3) und Die soziale Frage von Georg Adler (VII, 4). Daß von dem Augenblick an, wo unsere Zukunft auf dem Wasser zu liegen begann, zunächst die Beiträge über die Ozeane als besonders zeitgemäß — ohne daß etwa eine unwissenschaftliche, unwürdige Effecthascherei irgend welchen Antheil

daran gehabt hätte — einschlagen mußten, ist ohne Weiteres klar; Glück muß der Mensch haben. Auch darüber, daß die hier zum ersten Mal gewagte und ohne Zweifel geglückte Einschaltung einer sozialwissenschaftlichen Abhandlung in den weltgeschichtlichen Stoff ausnahmslos mit Anerkennung begrüßt worden ist, quittire ich dankend. Etwas anders dagegen liegen die Dinge noch bei der von uns beliebten Berücksichtigung der sogenannten „geschichtslosen“ Völker; erstes Beispiel größeren Umfangs: das schon angeführte „Afrika“ von Schurz.

„Pegasus, Du alter Kenner,
Trag' mich mal nach Afrika,
Alldieweil so schwarze Männer
Und so bunte Vögel da.
Kleider sind da wenig Sitte;
Höchstens trägt man einen Hut,
Auch wohl einen Schurz der Mitte;
Man ist schwarz und damit gut.“

Mit dieser launigen, in einer Stichelei auf den bayerischen Ultramontanismus gipfelnden afrikanischen Volkskunde führt Wilhelm Busch, der stets fidele Sorgenbanner, seinen „Zippö“ ein; ich brauche nicht erst zu versichern, daß in Schurzens Beitrag, der einzigen Geschichte Afrikas, die es giebt, noch, von etwas mehr die Rede ist, als uns Busch ahnen läßt. Ja, ich gestehe, selbst von der Reichhaltigkeit des geschichtlich verwertbaren Stoffes überrascht worden zu sein; und um einige für Afrika besonders charakteristische Erscheinungen noch deutlicher zu machen, habe ich die Mühe nicht gescheut, ein Duzend Stammbäume zusammenzustellen, die hoffentlich auch außerhalb der kleinen Gemeinde der Lorenzianer auf Interesse stoßen werden. Jedenfalls beansprucht gerade dieser den Natur- und Halbkulturvölkern gewidmete Abschnitt die volle Beachtung Derer, die es verschmähen, an einer durchaus berechtigten Grenzweiterung der Geschichtswissenschaft stolz vorüberzugehen.

Oder sollte etwa auch diese Neuerung den Vorwurf rechtfertigen, der von gewisser, nicht ganz vorurtheilsofer Seite gegen Comprechts „Deutsche Geschichte“ und gegen meine „Weltgeschichte“ schon zweimal — doppelt hält besser — geschleudert worden ist: diese Werke seien greifbare Belege eines gefährlichen Einbruchs darwinistisch-materialistischer Weltanschauung in das bisher nur von reinen Idealisten bepflügte Feld der deutschen Geschichtsschreibung und deshalb sei vor ihnen nur zu warnen? Ein Schauspiel für Götter: ein Pädagog der „berufene“ Hüter historiographischer Ideale, der Retter der deutschen Geschichtswissenschaft! Habeat sibi. Die Verteidigung einer überlebten Richtung hat stets etwas Tragisches an sich. Wer eben Begriffe wie Evolution und Entwicklung, naturwissenschaftliche Methode und Darwinismus, Materialismus und Wirtschaftsgeschichte nicht von einander zu sondern versteht, wer sie zusammen mit der Verwerfung teleologischer Phantasien, der Berücksichtigung des Bodens als der realen Unterlage alles Besiehens und anderen Leitgedanken frisch, fröhlich und namentlich fromm in den selben Topf wirft, hat keinen Anspruch auf ernsthaftes Widerlegung; ich habe Besseres zu thun. Und die Zukunft gehört mir doch.

Theorie und Praxis.

Die Nationalökonomie ist, wie wohl keine zweite aller Schwesternwissenschaften, eine Abstraktion der Praxis. Die Volkswirtschaftslehre setzt das Bestehen einer Volkswirtschaft als selbstverständlich voraus; und so oft sie auch in Spekulationen einmünden mag, deren Kühnheit sich mit den gewagtesten philosophischen Systemen messen kann: sie wurzelt in der Praxis. In England, dem klassischen Lande der Nationalökonomie, sind die Hauptlehrer der Volkswirtschaft denn auch zu einem nicht geringen Theil aus den Kreisen der Praktiker hervorgegangen. In Deutschland haben wir den Weg von der anderen Seite her betreten. Ueber die philosophische Spekulation sind wir zur Volkswirtschaftslehre gelangt; und es ist charakteristisch, daß wir keine Bankiers unter unseren hervorragenden Nationalökonomien haben. Die Neigung, den kaufmännischen Beruf tiefer und prinzipieller zu fassen, ist bei uns noch nicht lange heimlich. Das Eindringen der Wissenschaft in die Praxis vollzieht sich ganz allmählich, zum großen Theil durch die Vermittelung der auf den Universitäten wissenschaftlich vorgebildeten Handelskammersekretäre. Daß Juristen und Philosophen unsere ökonomische Wissenschaft beherrschen, mag auf Juristerei und Philosophie günstig, wie ein Jungbrunnen, gewirkt haben. Die undogmatische, soziologische Auffassung des Strafrechts, die in Deutschland von Vitz vertreten wird und sich von allen naturwissenschaftlichen Spielereien der Lombroso und Genossen freihält, ist nur durch das Eindringen der Wirtschaftslehre in die übrigen Wissensgebiete zu erklären. Auch die moderne Auffassung des bürgerlichen Rechts und der Rechtsgeschichte ist diesem Einfluß zu danken. Doch nicht den selben Nutzen hat der Volkswirtschaftslehre dieses Eindringen der „reinen“ Wissenschaft gebracht. Jetzt erst, in neuester Zeit, sehen wir den jungen Bankier in den staatswissenschaftlichen Seminaren arbeiten, jetzt erst suchen die Männer der Praxis sich den Theoretikern zu vereinen; und von diesem jungen Bund darf man Gutes hoffen. Für keine andere Wissenschaft bringt der Kaufmann, der Techniker, der Landwirth eine so tüchtige Vorbildung mit wie für die Nationalökonomie. Ihm sind die Grundbegriffe geläufig, die sich der Student erst mühsam klar machen muß. Komplizierte Prozesse in Herstellung und Vertheilung der Waaren sind ihm bis ins Kleinste bekannt und er vermag sie dem Wissenschaft Suchenden besser zu erläutern als der beleseste und gelehrteste Theoretiker. Aber auch des Praktikers Geist wird durch die Berührung mit ersterer Wissenschaft zu fruchtbarer Arbeit angeregt. Im Ginelei des Alltagsbetriebes werden ihm die gewohnten Zusammenhänge und Vorgänge, die er immer aus dem selben Gesichtswinkel zu betrachten pflegt, so selbstverständlich, daß er sie für Ergebnisse unabänderlicher Naturgesetze zu halten beginnt. Erst die Wissenschaft lehrt ihn in diesen scheinbar so fest gefügten Steinmauern zufällige, veränderliche Erscheinungsformen sehen. Was ihm star und fest wie Eisen scheint, ist meist nur ein luftiges Problem. Sehr oft scheitern kaufmännische Spekulationen daran, daß der Spekulative viel zu wenig mit der in gewissen Zeitabständen eintretenden Aenderung des Handelsfeldes, den Schwankungen der Konjunkturen, der Wirkung allgemeiner Wirtschaftsgesetze rechnet. Und ganz macht der Praktiker sich von diesen Mängeln auch dann gewöhnlich nicht frei, wenn er, wie es neuerdings öfter geschieht, sich auf dem

ihm vertrauten Gebiet literarisch zu bethätigen sucht. Noch ist der wissenschaftliche Geist nicht tief genug in die Köpfe der Praktiker eingebracht; und so stellen sie sich gern zu große Aufgaben.

Das ist mir wieder aufgefallen, als ich das Buch las, das Herr R. E. May über „Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“*) veröffentlicht hat. Der Praktiker ist dem Bergsteiger vergleichbar, der die Gefahr seines steilen Weges nicht kennt, der über Schnee und Eis sorglos hinwegsteigt, weil er nicht weiß, daß unter der dünnen Decke sich Schluchten und Abgründe verbergen. Dem Kühnen hilft oft das Glück. Und wenn der Mann den Gipfel erreicht, dann ist er ganz erstaunt darüber, daß die erprobten Führer oben über den Weg, den er zurückgelegt hat, den Kopf schütteln. Sie wären anders gegangen. Sie hätten sich vorsichtig tastend den Weg gebahnt, weil ihnen, den der Gefahren Kundigen, doch etwas bang gewesen wäre. Herr May, ein den Lesern der „Zukunft“ schon bekannter hamburger Kaufmann, hat eine ansehnliche literarische Vergangenheit. Die Jahresberichte, die seine Firma, Alexander Jahn & Co., veröffentlicht hat, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Hier war er auf heimischem Boden; die wissenschaftlichen Massen, mit denen er die zu verzeichnenden Thatfachen versah, belebten die Darstellung und lockten wohl manchen Mann der Wissenschaft, den Bericht, den er sonst nicht beachtet hätte, zu lesen. In seinem 727 Seiten umfassenden Buch hat sich May aber eine ganz andere Aufgabe gestellt. Er will zunächst eine geschichtliche Darstellung der Wirtschaft geben und beweisen, „wie wirs man so herrlich weit gebracht.“ Doch schon im Vorwort sagt May, er wolle der Volkswirtschaft auch den Weg weisen, den ihre Entwicklung nehmen müsse und den er bereits heute deutlich zu erkennen glaubt. Einen besondern Vorzug seines Werkes schildert er so: „Ich habe mich von keinerlei Theorien beeinflussen lassen und mich nur auf die Thatfachen gestützt. Daher habe ich meinen Schlüssen eine Menge thatfächlichen Materials vorangeschickt, ja, manchmal habe ich es nicht für erforderlich gehalten, die sich aus dem angehäuften Material von selbst ergebenden Schlüsse ausdrücklich zu ziehen.“ Das Prinzip, die theoretischen Schlüsse aus dem Thatfachenmaterial zu ziehen, halte ich für das wissenschaftlich einzig richtige, das einzige, das auch den Praktiker zu gedeihlichem Wirken führen kann. Leider hat May dieses Prinzip aber nur formell angewandt. Es ist nämlich nicht richtig, daß er sich von keiner Theorie beeinflussen ließ. Er ist freilich nicht Anhänger, wohl aber Gegner einer bestimmten Theorie; und dieser Gegnerschaft Gepräge trägt sein Buch. Aus der Reaktion gegen bestimmte volkswirtschaftliche Theorien sind seine eigenen Ansichten entstanden; und um diese Ansichten als richtig zu erweisen, hat er Material in Fülle zusammengetragen. Als er dieses Material suchte, war sein Geist schon in eine bestimmte Richtung gedrängt; und wenn in dem Buch das Thatfachenmaterial auch vor den logischen Schlüssen steht, so ist aus dem Zusammenhang des Ganzen doch deutlich erkennbar, daß die geistige Priorität den Schlüssen und nicht dem Gesamtmaterial gebührt. May gehört zu den vielen Leuten mit starker Sozialempfindung, die es für eine Ehrenpflicht halten, Marx trotzzuschlagen. Aber er geht nicht, wie der Mann der Wissenschaft, zunächst an die Wurzeln der marxischen Lehre, son-

*) Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelsheim.

bern greift einige Theorien heraus, die er widerlegen will. Sein Buch hat unzweifelhaft eine Menge guter Seiten. Namentlich sind die historischen Uebersichten, wenn auch in manchen Punkten etwas oberflächlich, sehr lehrreich. Und das von ihm beigebrachte statistische Material birgt Schätze, deren der Theoretiker sich freuen darf. Sein Lob des Genossenschaftswesens, seine Darstellung der Gewerkschaftsbewegung und der Bedeutung, die diese beiden sozialpolitischen Gebilde für die Volkswirtschaft gewonnen haben, ist anzuerkennen; und wenn man ihm auch nicht bis in die äußersten Konsequenzen folgen wird, so kann selbst der Sozialdemokrat viele der von ihm gezogenen Schlüsse billigen. Damit scheinen mir aber die Vorzüge des Werkes erschöpft. Der Mangel an strenger wissenschaftlicher Bildung macht sich in der Zerfaserung des Stoffes bemerkbar; manchmal auch in der Beweisführung.

May richtet seine Waffen zunächst gegen die Verelendungstheorie. Er stellt fest: Die Geldlöhne sind von 1860 bis 1896 um rund 40 Prozent gestiegen. Die Marktpreise der Waaren erfahren im gleichen Zeitraum einen Rückgang von 38 Prozent. Der Verbrauch der Massen aber ist nur um 45 Prozent gestiegen. Das führt May darauf zurück: der Marktwert von Nahrung und Kleidung sei um die Hälfte kleiner als die Summe, die Europas und Amerikas Bevölkerung dafür bezahlt. Die Beweiskraft der Tabelle, die May zu diesem Zweck angefertigt hat, kann ich hier nicht genau nachprüfen; ich will sie für ausreichend halten. Dann beträgt in Deutschland der Werth der Produktion an menschlichen Nahrungsmitteln 7,6, der Werth der konsumirten Nahrungsmittel 8,3 Milliarden. Um über 700 Millionen Mark wird also nach dieser Rechnung in Deutschland der Werth der Nahrungsmittel vertheuert, bis sie von Produzenten in die Hände des Konsumenten gelangen. Nun führt May die Gegner des Zwischenhandels dadurch ad absurdum, daß er nachweist, welche produktive Arbeit gerade der Händler leistet, da alle Produkte der Volkswirtschaft erst nützlich werden, wenn sie auf den Markt kommen. Das ist für Jeden richtig, der die bürgerliche Wirtschaftsordnung für unübertrefflich hält. Auf diesem Standpunkt steht aber May selbst gar nicht; das Genossenschaftswesen, das er so laut lobt, hat ja zum obersten Zweck eine Ausschaltung des überflüssigen Zwischenhandels. Der Zwischenhandel ist in der kapitalistischen Gesellschaft allerdings notwendig, aber er zeigt zugleich den Mousens dieser Gesellschaftsform; eine Vertheuerung der Nahrungsmittel um mehr als 700 Millionen Mark durch den Zwischenhandel geht doch weit über das zulässige Maß hinaus. Wenn man ferner bedenkt, in welchem Maße durch die Heranziehung der heute in entschuldigtem Zwischenhandel thätigen Personen die Arbeitszeit für die eigentliche Urproduktion herabgesetzt werden könnte, so tritt der Luftsinn dieses Systems noch klarer hervor. Die ganze Betrachtung aber dient May nur als Mittel zum Zweck der Feststellung, wie sehr sich, trotz diesen überflüssigen Aufwänden, die Konsumfähigkeit der Massen gehoben hat. Ich glaube, er hat Recht. Ich glaube es; denn nachgewiesen hat ers nicht. May arbeitet viel zu viel mit dem Einkommen, das auf den Kopf der Bevölkerung entfällt. Er arbeitet mit der verlichtigten sächsischen Einkommensteuerstatistik. Das sind Grundlagen, von denen aus man zuverlässige Schlüsse nicht ziehen kann. May kämpft auch gegen die Theorie, die annimmt, daß die Massen zwar nicht absolut verelenden, daß aber relativ die Lage der Massen sich nicht im selben Maße

wie die der Reichen verbessert hat. Man meint nun selbst: wenn Das wahr wäre, so sei doch zu bedenken, daß bei einer gewissen Grenze die Quantität in die Qualität umschlägt; und da leistet er sich folgenden Erguß: „Wenn der Antheil der Massen quantitativ so weit fortgeschritten ist, daß Jeder satt und gut zu essen hat, anständig wohnt, sich anständig kleidet, gegen Unfall, Arbeitslosigkeit, Krankheit u. s. w. versichert ist, daß für seine Angehörigen im Falle seines Todes gesorgt ist, daß ihm jedes Bildungsmittel, jede geistige Nahrung frei zur Verfügung steht, dann mag der Antheil der Reichen so groß sein, daß sie sich zu Tode essen und trinken können, daß sie sich jeden Luxus gestatten, jede Bildung aneignen können, — sie werden die Massen dadurch niemals zu ‚relativem‘ Elend herabdrücken. Die Massen werden dann vielleicht eher mit dem weisen Salomo beten, daß sie vor solchem Ueberfluß bewahret bleiben.“ Darauf kann man nur erwidern: Ja, — wenn! Nun bemüht sich Man aber, nachzuweisen, daß der Antheil der Reichen gar nicht viel mehr wächst als der der Masse. Er stellt zu diesem Zweck dem Volkseinkommen der britischen Bevölkerung das Einkommen aus den Löhnen gegenüber und findet, das erste wachse nur ganz unerheblich schneller. Seine Tendenz geht aus der Behandlung der von ihm dazu angelegten Tabelle hervor; er übersieht ganz, daß sich ein von seinem Resultat wesentlich verschiedenes ergäbe, wenn man in Betracht zieht, daß das gesammte jährliche Lohn Einkommen in England im Jahr 1860 47 Prozent des Gesamteinkommens, im Jahr 1891 aber nur noch 41½ Prozent und im Jahr 1886 sogar nur 42 Prozent betrug. Wenn man selbst ein größeres Einkommen der in liberalen Berufen Thätigen annimmt, so bleibt doch sicher: das Arbeitseinkommen zeigt, im Verhältniß zum Gesamteinkommen, eine sinkende Tendenz.

Recht merkwürdig finde ich den Satz: „Der ärmste Mann, der nicht ganz aus Reihe und Glied der Volkswirtschaft gefallen ist, ist heute unermeßlich reicher als vor hundert Jahren ein vielbeneideter Bourgeois, wenn die Vielfältigkeit der für ihn verfügbaren und von ihm erreichbaren Güter in Ansehung kommt.“ Gerade das Gegentheil scheint mir richtig; denn der Bourgeois früherer Zeiten, der auf der Höhe der Genuskultur wandelte, konnte alle Güter haben, die vorhanden waren. Daß noch viele Güter fehlten, die heute vorhanden sind, spürte er nicht, weil er sie ja nicht kannte. Ganz anders steht es um den modernen Arbeiter; ihm sind sehr viele Güter nicht erreichbar, die er im Gebrauch der Reichen sieht. Und deshalb ist er ärmer geworden, weil der Kontrast größer geworden ist. Auch Mays Kritik der Aktiengesellschaft leidet unter seiner Einseitigkeit. Er behauptet, die Gründung von Aktiengesellschaften habe heute andere Zwecke als früher. Einen sehr wichtigen Zweck solcher Gründungen übersieht er eben: sie sollen ja nicht nur zur Vermehrung und Sammlung des Kapitals dienen, sondern auch zur Minderung und Vertheilung des Mißkos. Entschuldigend ist nicht der Wille des Geschäftsinhabers, sich gründen zu lassen, weil er gar keine oder keine ihm passenden Erben hat, sondern der Wunsch des Bankiers, mit einer Million Mark, statt sie lange festzulegen, einen möglichst häufigen Umschlag zu erreichen. Ein Aktienkapital von einer Million geht nicht über seine Finanzkräfte; da es aber sein Geschäft ist, Kredit zu geben, so würden die an ihn gestellten Gesamtansforderungen seine Kapitalkraft überschreiten, wenn er das Unternehmen nicht in eine Aktiengesellschaft umwandelte. Nur ein Thor

kann bestreiten, daß sich der Aktienbesitz, wie überhaupt der Besitz an Wertpapieren, in immer weitere Kreise des Volks verbreitet. Nur ist hier dringend vor Uebertreibungen zu warnen. Wenn wir aus der Statistik auch hin und wieder sehen können, daß sich die Zahl der Aktionäre bei einer Aktiengesellschaft vermehrt hat, so giebt uns diese Statistik doch nicht die Möglichkeit, Herz und Nieren solcher Aktionäre zu prüfen und zu erforschen, ob in ihren Händen nicht noch von hundert anderen Gesellschaften Aktien sind. Ist es aber richtig, daß sich selbst viele sehr kleine Leute am Aktienkauf beteiligen, dann mußte May auch die Rehrseite der Medaille betrachten und sehen, daß unter solchen Umständen in Krisenzeiten die Kapitalkonzentration viel schneller vor sich gehen muß, weil die kleinen in Aktien angelegten Kapitalien rettungslos verloren sind und in die Taschen der Großkapitalisten fliehen. Das sind ein paar Punkte aus dem interessanten Buch, das mir typisch für die Art scheint, wie ein wissenschaftlich noch nicht genügend vorgebildeter Praktiker arbeitet. Dabei bleibt es Mays Verdienst, daß er vom Standpunkt des Praktikers aus überhaupt einmal an die Wissenschaft heranzukommen versuchte.

Vom entgegengesetzten Standpunkt aus will ein anderes Buch betrachtet sein, das einen sozialdemokratischen Abgeordneten, Herrn Richard Calmer^{*)}, zum Verfasser hat. Dieser nach wissenschaftlicher Methode Arbeitende tritt an die Aufgaben der Praxis mit dem Ernst des Gelehrten heran. In einer Besprechung des Buches, die der „Vorwärts“ brachte, wurde gesagt, es gehe nun einmal nicht, für Bankiers und Arbeiter zu gleicher Zeit zu schreiben. Das scheint mir ein mindestens kindlich zu nehmender Standpunkt zu sein. Der gerade, der steif und fest behauptet, die „bürgerliche“ Wissenschaft, die „Vulgäroekonomie“, sei bis ins Mark verfault und nur die sozialistische Wissenschaft münze reines Gold, sollte froh sein, wenn endlich einmal in die verflottete Kapitalistenwelt diese reine Wissenschaft Eingang sucht. In Wirklichkeit ist diese ganze Unterscheidung zwischen bürgerlicher und sozialistischer Wissenschaft natürlich ein Unsinn. Sie stammt wahrscheinlich aus einer mißverstandenen Bemerkung von Marx, der im Vorwort zum ersten Bande des „Kapital“ zwischen der bürgerlichen und seiner politischen Ökonomie unterscheidet. Bürgerlich nennt er die Ökonomie, die in der kapitalistischen Rechtsordnung die letzte und höchste Form gesellschaftlicher Produktion sieht. Eine Solches glaubende Wissenschaft gab es wohl lange schon, aber sie ist uns nicht mehr Wissenschaft. Eine einseitig sozialistische Wissenschaft aber wäre nicht besser als die bürgerliche; und gerade als Sozialdemokrat fordere ich, daß die Wissenschaft über allen politischen und wirtschaftlichen Verlageren stehe. Daß auch die Lehrer der Wissenschaft politischen und ökonomischen Einflüssen nie ganz unzugänglich sein werden, ist leider in der Schwäche alles Menschenwesens begründet. Weshalb aber ein sozialistischer Vertreter der Wissenschaft nicht zugleich für Arbeiter und Bankiers schreiben könne, verstehe ich nicht. Der Sozialdemokrat hält den Bankier für notwendig und ist darum gegen ihn gerecht. Er sieht in der Börse die Trägerin notwendiger wirtschaftlicher Funktionen des Kapitalismus, kann also auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung auch ihr völlig gerecht werden. Ich

*) Dandel und Wandel. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

jehe ein Verdienst Calwers darin, daß er die wirtschaftlichen Jahresberichte, die bisher mit großem Phrasengeklänge und möglichst wenig Inhalt von kapitalistisch gesinnten Handelsredakteuren verfertigt wurden, auf ein höheres wissenschaftliches Niveau gehoben hat. Unsere Bankiers könnten froh sein, wenn auch in die Börsenzeitungen mehr und mehr sozialistischer Geist eindringe; dann würde allerdings den großen Schwindlern das Geschäft schwer gemacht, aber die großen Banken — und namentlich auch die kleinen Bankiers — könnten dann endlich das Geschäft groß auffassen und Philisterblindheit ablegen lernen.

Calwer zeigt, wenn ich nicht irre, zum ersten Mal, wie werthvoll für den den Kaufmann, bei der Beurtheilung der Konjunkturen, die Beobachtung des Arbeitsmarktes ist. Aber er lehrt auch die Gewerkschaftsleiter Börse und Börsenwesen verstehen. Er zeigt, wie das scharfe Spiegelbild des Kapitalismus, das uns aus dem Kurszettel entgegenstrahlt, den Gewerkschaften den Weg zur Erkenntniß der wirtschaftlichen Lage weisen kann. Es war ein Fehler, daß die Sozialdemokratie den Vorgängen an der Börse lange viel zu wenig Beachtung schenkte. Eine Fülle sozialer und politischer Kritik ist auf diesem Boden zu finden. Viele wirtschaftliche Vorgänge lernt man überhaupt erst verstehen, wenn man sich die Praxis des Börsengeschäftes näher ansieht. Leider fehlt Calwer, wie May die theoretische Vorbildung fehlt, die intime Berührung mit der Praxis. So hat er zum Beispiel die Bedeutung der Vorgänge bei den Hypothekendarlehen nicht in vollem Umfang erfaßt, sonst hätte er nicht geschrieben: „Es wäre falsch, die enge Liaison der beiden Banken (Preussische Hypothekendarlehenbank und Deutsche Grundschuldbank) mit anderen Gesellschaften als das verhängnisvolle Moment der Geschäftsführung zu betrachten. Solche Liaisons werden sich schwer ganz vermeiden lassen. Der Grundfehler liegt vielmehr in der mangelnden Kontrolle über die Deckung der Pfandbriefe selbst“. Wenn Calwer beim Niederschreiben seines letzten Geschäftsberichtes schon gewußt hätte, was Praktiker längst wußten und was der Koch der großen Öffentlichkeit enthüllt hat, so hätte er gefunden, daß gerade das Verschachtelungssystem sehr wesentlich zu einer Verschärfung — freilich auch zur Verzögerung des Eintritts — der Krise beigetragen hat. Marx, den man so gern todschlagen will und dem Calwer auch allzu „objektiv“ gegenüber treten möchte, hat sehr richtig und ausführlich die Wirkung der Kreditüberspannung auf die Krisenverschleppung geschildert. Die Verschachtelung vieler Gesellschaften ist aber nur die modernste Form der Kreditüberspannung. Der Gang, möglichst objektiv zu sein, richtet bei Calwer auch noch anderes Unheil an. Der natürlichen Vorsicht jedes wissenschaftlich Arbeitenden gesellt sich da wohl die Furcht zu, als sozialistischer Hezer, der die Dinge nur von einer Seite zeigt, verfahren zu werden. So kommt er auch bei der Betrachtung des Kohlen Syndikates zu optimistischen Schlüssen, denen ich nicht zustimmen kann. Das hindert nicht den Gesamteindruck: daß hier endlich einmal in gutem Deutsch eine brauchbare wirtschaftliche Jahresübersicht geboten wird. Und wenn Calwers Buch viel mehr Mängel hätte, als es wirklich hat, so wäre es immer noch, wie das Mays, freudig zu begrüßen, als ein Symptom der auch in Deutschland sich abzeichnenden Vereinigung von Theorie und Praxis der Volkswirtschaft.

Plutus.